

A decorative border with symmetrical floral and scrollwork patterns in a dark gray color, framing the central text.

Zur deutschen Literatur. Rezensionen

**Johann Wolfgang von
Goethe**

Zur deutschen Literatur. Rezensionen

Johann Wolfgang von Goethe

**Schema und Bemerkungen
zu Ludwig Tieck: Franz
Sternbalds Wanderungen**

Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. 1798.

Zu einer Zeit, da so mancher gebildete Mann für das teutsche Volk schreibt und dichtet, um es, nach und nach, einer höhern Kultur theilhaftig zu machen, muß ein Poet aus dieser Klasse selbst, dem man Genie und Talent nicht absprechen kann, allerdings Aufmerksamkeit erregen. Denn so wie es der Sache ganz gemäß zu sein scheint, daß man, in gewissen Verfassungen, die Bürger durch ihres Gleichen richten läßt, so möchte der Zweck, ein Volk aufzuklären, wohl am besten durch seines Gleichen erreicht werden. Wer von oben herunterkommt, verlangt meistens gleich zu viel, und statt denjenigen, den er zu sich heraufheben will, sachte durch die mittlern Stufen zu führen, so zerzt und reckt er ihn oft nur, ohne ihn deswegen vom Platz zu bringen.

Johann Conrad Grübel, StadtFlaschner und VolksDichter zu Nürnberg, hat eine Auswahl seiner Gedichte, welche, teils im Manuskript, teils einzeln gedruckt, in einem engern Kreise schon lange bekannt waren, auf seine Kosten herausgegeben. Sie betragen einen schwachen Band in Oktav, den er für zwölf Batzen anbietet, und wozu wir ihm viele Käufer wünschen.

In OberTeutschland, wo man mit dieser oder ähnlicher Mundart bekannt ist, wird man ihn mit Vergnügen lesen, aber auch in Sachsen und NiederTeutschland wird er jedem Freunde deutscher Art und Kunst willkommen sein, um so mehr als sich die Gedichte sämtlich, mit geringer Mühe, in ein verständliches Teutsch übertragen lassen, und jeder, der sich übt sie auf eine solche Weise vorzulesen, mit den meisten derselben, jede geistreiche und heiter gestimmte Gesellschaft angenehm unterhalten wird.

In allen Gedichten zeigt sich ein Mann von fröhlichem Gemüt und heiterer Laune, der

die Welt mit einem glücklichen, gesunden Auge sieht, und sich an einer einfachen, naiven Darstellung des Angeschauten freut. Durchaus herrscht ein richtiger Menschenverstand, und eine schöne sittliche Natur liegt, wie ein Kapital, zu Grunde, von dem die Interessen nur sparsam, und gleichsam nur als Würze, in den Gedichten ausgespendet sind. Nirgends findet sich eine direkte, lästige, moralische Schulmeisterlichkeit, er stellt die Fehler und Unarten nicht anders dar, als wenn sie eben so zum gemeinen Leben gehörten; ja, in einigen Fällen bei Liedern, die Tabak, Bier, Kaffee, Wein und Branntewein zum Gegenstand haben, beschreibt er sich selbst als Liebhaber, in solcher Behaglichkeit, daß sie zu diesen Genüssen noch gleichsam einzuladen scheinen.

Wahrscheinlich trifft ihn daher der Tadel jener Personen, welche den Wert und die Wirkung solcher Darstellungen verkennen, und es ist vielleicht hier der Ort etwas wenigens darüber zu sagen.

Es ist möglich, daß man durch Tadel und Schelten, durch Moralisieren und Predigen, durch Warnung vor üblen Folgen, durch Drohung von Strafen manchen Menschen vom Bösen abhält, ja auf einen guten Weg bringt, aber eine weit höhere Kultur wird bei Kindern und Erwachsenen eingeleitet, wenn man nur bewirken kann, daß sie über sich selbst reflektieren. Und wodurch kann dieses eher geschehen als durch eine heitere Darstellung des Fehlers, die ihn nicht schilt, aber ihm auch nicht schmeichelt, die weder übertreibt noch verringert, sondern das Natürliche, Leidenschaftliche, Tadelnswerte irgend eines Hanges klar aufstellt, so daß derjenige, der sich getroffen fühlt, lächeln muß, und in diesem Lächeln schon gebessert ist, wie einer, der vor einen hellen Spiegel tritt, etwas unschickliches an seiner Kleidung alsbald zurechtrückt? Freilich ist nur auf schöne Seelen, und deren gibt es in allen Ständen, auf diese Weise zu wirken, und man verkümmere dem Dichter, dem Künstler überhaupt diese ehrenvolle Bestimmung nicht, will er doch dadurch den moralischen und PolizeiRuten nicht ins

Amt greifen. Denn es werden immer noch genug Menschen, trotz aller vereinten Bemühungen, mit Medäen ausrufen: Gutes kenn ich und schätz es, allein ich folge dem Schlimmen.

Wären die Arbeiten unsers Dichters in reinem Deutsch geschrieben, so brauchte es weiter keiner anzeigenden Empfehlung, da man aber das Gute derselben aus der Schale der wunderlichen Mundart herausklauben muß, so wird es wohl getan sein, den Leser auf einiges aufmerksam zu machen.

In den zwei Schwadronen *Steckenpferde* zeigt sich sehr viel Kenntniss menschlicher Neigungen und Liebhabereien, und zwar sind sie nicht etwa nur im Allgemeinen geschildert, sondern man überzeugt sich an individuellen Zügen, daß der Dichter sie an einzelnen Personen gekannt hat; übrigens tut die Wendung, daß alles wie in eine Art von Reuterei eingekleidet ist, nicht immer glücklichen Effekt. Die zwei Erzählungen, der *Bauer und der Doktor, der Geißbock und die Totenbeine*, sind ihm besonders

wohl geraten. *Die Erbschaft* stellt die geschäftigen Erbschleicher dar, die sich in ihren Hoffnungen zuletzt betrogen finden, wobei der Dichter sich selbst zum besten gibt, als wäre er mit unter der Gesellschaft gewesen; eine Wendung, die er öfters anbringt, die sehr richtig gefühlt ist, und die wir jedem VolksDichter empfehlen können. Er überhebt sich nicht über die, welche er schildert, und erlangt Gehör, indem er sich selbst schuldig bekennt. *Das Kränzlein*, eine sehr lebhafte und glückliche Darstellung einer Gesellschaft nürnbergischer Handwerksleute, die ein vierzehntägiges Kränzchen auf dem Lande zelebrieren. Die Szene fängt nach Tische an und endigt vor dem Stadttore. Hier ist die Beschränktheit, Plattheit, Unart und Ungezogenheit mit dem Pinsel eines Ostade gezeichnet, und ausgeführt. Ein Gemälde, wovor wir jedoch die sittigen Leser, die gern Ärgernis nehmen, warnen müssen. *Der Mann* und *die Frau*, zwei Lieder als Gegenbilder. Jede von beiden Personen ist schon zum drittenmale verheuratet, das Verhältnis der zwei Geschlechter zum Ehestand, in so fern

er vorteilhaft oder nachteilig werden kann, ist tief gefühlt und heiter ausgesprochen, die verstorbenen Gatten sehr artig geschildert, und die Behandlung überhaupt im Tone der französischen Vaudevilles, den wir Deutsche in unsern Liedersammlungen so sehr vermissen. *Alte Liebe rostet nicht*. Eine Nachbarin, auf die der Dichter selbst ehemals ein Auge gehabt, heiratet nun einen andern. Die Schönheit des Schlusses muß gefühlt werden. Der Dichter redet mit dem Frauenzimmer durchs ganze Gedicht in einer Art von vertraulichem Komplimenten Ton, und nennt sie Jungfer Bas und *Sie*; in den letzten zwei Zeilen scheint er sich zu vergessen, nennt sie bei ihrem Vornamen, und heißt sie *Du*. Den dritten Vers würden wir ausstreichen, nicht weil er unartig, sondern weil er nicht am Platz ist. Allgemeine StadtBegebenheiten sind sehr natürlich geschildert, im *Steg* und im Gedicht, das die *Durchreise* des *Kaisers* beschreibt, so wie in den *alten Späßen*. Von den Gedichten, welche die verschiedenen Genüsse, als Kaffee, Branntewein, und dergleichen anpreisen, ist oben schon

gesprochen. *Schnupf-* und *RauchTabak* sind besonders mit großer Liebe behandelt. Die *BasenGespräche*, so wie das Gespräch der *GeschwornenWeiber* sind von großer Wahrheit; der Streit zwischen *Sommer* und *Winter* sieht aus, als wenn er für zwei Personen, die bei einer FastnachtsLustbarkeit solche Masken vorgestellt, geschrieben wäre, und ist sehr geistreich behandelt. Man sieht das ganze Leben eines Nürnberger gemeinen Bürgers, während der zwei Jahreszeiten, und der Sommer mag sich stellen wie er will, so behält der Winter die Oberhand, wodurch der Zweck, eine Winter Lustbarkeit herauszuheben, sehr schicklich erreicht wird. Das Gedicht auf den *Mai*, ein heiteres Gegenbild des vorigen. Die *NeuFranken*, ein Gespräch. Die Anschauungs- und DarstellungsKraft des Verfassers zeigt sich wohl nirgends so vorteilhaft als in diesem Gespräche, das, nach dem kurzen Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg, zwischen einem ehemaligen FranzosenFreunde und einem andern leidenschaftslosen Bürger geführt wird. Das

Durchziehen und nachherige Durchfliehen der fremden Gäste, die sonderbaren Verhältnisse, die dabei in einer alten, ins Herkömmliche und Gewohnte gleichsam versunkenen, Stadt entstehn, sind außerordentlich gut gefühlt. Die dumpfe Verwunderung des einen, daß die neuen Gäste gerade das Gegenteil von dem, was sie hoffen ließen, geleistet, ist sehr geschickt dargestellt, und die feinsten Züge glücklich ergriffen. Die Heiterkeit des dichterischen Charakters zeichnet sich hier besonders aus, da sie bei dieser Materie, die sonst immer wilde Leidenschaften erregt, auch die Probe besteht. Der Zug, daß die Weiber im größten Jammer lachen, weil ihre strenggebietenden Eheherren nun auch einmal ihren Meister an der militärischen Polizei finden, und Abends um neun Uhr aus der Schenke nach Hause müssen, ist so gut gesehen, als artig vorgetragen.

Daß ein Mann, wie dieser, auch sehr gute Einsichten in den Zustand des gemeinen Wesens haben müsse, welches er so lange beobachten konnte, läßt sich denken; daß er

manches Gedicht auch über das politische Verhältnis seiner Vaterstadt gemacht haben mag, läßt sich vermuten; doch hat er, auch in denen, die wir als Manuskript von ihm kennen, so wie in den Äußerungen, die in gegenwärtigen Gedichten hie und da durchblicken, die Grenzen niemals überschritten, die einem wohldenkenden und ruhigen teutschen Bürger ziemen.

So viel von dieser bedeutenden Erscheinung, die vielleicht nicht allen gleich behagen wird, die aber keinem Beobachter teutscher Bildungsstufen unbekannt bleiben darf.

Paläophron und Neoterpe

Ein Festspiel

zur Feier des 24sten Oktobers 1800.

von Göthe

Der Herzogin Amalia von Sachsen Weimar Durchl. widmete dieses kleine Stück der Verfasser mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Absicht an alte bildende Kunst zu erinnern und gleichsam ein bewegliches, belebtes plastisches Werk den Zuschauern vor Augen zu stellen.

In dem ersten Stücke des *vierteljährigen Taschenbuchs*, welches Hr. von *Seckendorf* zu Weimar herausgibt, wird der Text abgedruckt werden.

Hierdurch läßt sich aber nur ein Teil des Ganzen dem Publikum vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der

spielenden Personen, auf gefühlte
Rezitation, auf Kleidung, Masken und
mehrere Umstände berechnet war.

Um jedoch die Einbildungskraft des Lesers
einigermassen zu bestimmen, wird eine
bedeutende Situation, worin beide
Hauptfiguren, nebst denen sie begleitenden
vier Masken, zusammen erscheinen,
nächstens, in Kupfer gestochen und
illuminirt, wahrscheinlich durch den Weg
der *Zeitung für elegante Welt*, welche bei
Voß und Comp, in Leipzig angekündigt ist,
verbreitet werden.

Johann Friedrich Reichardt: Vertraute Briefe aus Paris

Hamburg, b. Hoffmann: *Vertraute Briefe aus Paris*,
geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von *Johann
Friedrich Reichardt*. 1804. I Teil 482 S. II Teil 422 S. 8.
(gedr. Braunschweig, b. Fr. Vieweg).

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben
aller nur einigermaßen mobilen Personen
nach Paris gerichtet ist, müssen diejenigen,
welche einen solchen Weg zu machen
verhindert sind, jedem Reisenden Dank
wissen, der seine Ansichten von jener
merkwürdigen Stadt andern mitteilen mag
und kann; besonders wenn er vieles
Gutgesehene lebhaft darzustellen fähig ist.
Ein Lob, das man dem Vf. gedachter Briefe
nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellen
Reise zur Hauptstadt, wo denn, wie er
selbst bemerkt, Brot und Gaukler, nach dem
alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche

sind. Gleicher Weise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schauspiel und Ballett als Hauptinhalt beider Teile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als einsichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als teilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniss vieler Verhältnisse in frühern Epochen gibt ihm zu bedeutenden Vergleichen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation beim ersten Konsul an, die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten; da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt: so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Vf. auch hie und da die Lineamente mildert: so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern,

durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeiten gestört würde. So wird z. B. das Wort *fein* so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort *letzt* ließe sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch *neulich*, *letztens*, *letzthin*, ersetzen und variieren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuskript nicht lange ruhen kann.

Doch, wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuten, so lange unsere Offizinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwei Bändchen sind 130 Druckfehler und

sogenannte Verbesserungen angezeigt; wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumutung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Korrektor zu Schulden kommt, und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Rezensenten, wie wir getan, die Offizin bemerkten, und die Anzahl der eingestandenen Druckfehler angeben wollten.

Wf.

Heinrich Füssli: Vorlesungen über die Malerei

Braunschweig, b. Vieweg: *Vorlesungen über die Malerei*,
von *Heinrich Füëßli*, Prof. an der Königl. großbrit.
Kunstakademie in London. Aus dem Englischen von *Joh.*
Joachim Eschenburg. 1803. 235 S. 8.

[. . .]

Unser Zweck erfordert, nunmehr noch
einige Bemerkungen über *das* Verhältnis
der Urschrift zur Übersetzung
hinzuzufügen.

Wenn ein Mann wie *Eschenburg* eine
solche Arbeit leistet, so möchte man sie
immer ohne weitere Nachforschung 558 für
gut annehmen; allein er hatte hier mit
Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihn
genugsam entschuldigen, wenn er sie nicht
völlig überwinden konnte.

Der Vf. bedient sich durchaus eines metaphorischen Styls, der ihm zwar sehr gut läßt, indem durch eine gewissermaßen poetische Diktion der Gegenstand genau umtastet wird, hingegen befindet sich der Übersetzer dabei in einer desto unbequemerer Lage.

Worte haben öfters in der einen Sprache ganz andere Bezüge zu den Gegenständen und unter sich selbst, als in der anderen, welches vorzüglich von ihren verschiedenen Ableitungen herkommt, und sich am auffallendsten zeigt, wenn sie metaphorisch gebraucht werden.

Das metaphorische Wort hat, gegen die einfache Darstellung, oder gegen den Begriff gehalten, immer etwas trübes; metaphorische Redensarten und Perioden laufen noch größere Gefahr, den Gegenstand zu entstellen, und wenn, bei Gleichnisreden, vielleicht Subjekt, Prädikat, Zeitwort, Partikel in einer Sprache geschickt zusammen treffen: so wird man es doch in vielen Fällen für unmöglich

erklären, eine solche Stelle in fremde Sprachen genau zu übersetzen.

Denn indem sich der Übersetzer bemüht, seine Metapher der Originalmetapher anzunähern, welche doch auch nur eine Annäherung zum Gegenstande oder Gedanken war, so entsteht aus dieser doppelten Annäherung gewöhnlich eine Entfernung, die nur dann vermieden werden kann, wenn der Übersetzer eben so gut Herr der Materie ist, als der Verfasser.

Hier einige Beispiele solcher nicht ganz passend übertragenen Metaphern, mit Vorschlägen zur Veränderung, um der Kürze willen, begleitet. Man findet die Stellen S. 56 und 57 des Originals, so wie S. 88 und 89 der Übersetzung:

Man sieht aus diesen Stellen, daß der Vf. den Mantegna als einen zusammenstoppelnden Künstler bezeichnen will, (ob mit Recht? kommt hier nicht zur Frage). Der Übersetzer hingegen behandelt

diesen Künstler erst zu gut, dann zu schlimm, und das bloß durch ein Zu- und Abrücken der Metaphern.

Wir enthalten uns, mehrere Stellen anzuführen, wo man, auf eine sehr interessante Weise, bald mit dem Vf., bald mit dem Übersetzer zu rechten hätte. Nur eines bemerken wir, worauf wir oben schon hindeuteten. S. 86 der Übersetzung, in der Note, steht: *Das Gemälde ist auf Holz*; dagegen sollte es heißen: *Das Kruzifix (des Bruneleski) ist von Holz*, wie auch das Original dieses alte Schnitzwerk bezeichnet.

Möchte es dem Übersetzer gefallen, vielleicht mit Beirat des Vfs., zu einer zweiten Auflage, die Arbeit nochmals durchzugehen, damit unsere teutschen Künstler und Kunstfreunde durch nichts abgehalten würden, ein so schätzbares Werk zu genießen und zu nutzen!

W. K. F.

Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate

Germanien: *Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate*. 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Vf. sich auf einen höheren Standpunkt erhebe, und als völlig unparteiischer Geschichtschreiber verfare; er gehört vielmehr zu den mitlebenden, mitleidenden, mitmeinenden, und nimmt manches Ärgernis an dem außerordentlichen Manne, der, durch seine Unternehmungen, seine Taten, sein Glück, die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Vf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neusten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut

unterrichtet, ob sich schon hie und da eine Sage mit einschleichen mochte, dergleichen in einer großen Masse von teilnehmenden, erzählenden, wiedererzählenden, leidenschaftlich bewegten Menschen notwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist, ohne Abteilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einigermaßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12. Taten, Konsulat, b. S. 29. Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, bis S. 42. Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, b. S. 54. Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft, b. S. 63. Erste Bewegung der Emigrierten, b. S. 68. Notdürftige Popularität, b. S. 69. Mordanschläge. Der Konsul zieht sich mehr zurück. Friede, b.

S. 97. Einleitung der katholischen Religion,
 b. S. 109. Schulen, b. S. 116. Gesetzbuch,
 b. 118. Veränderung im Tribunat, b. S. 124.
 Italienische Verhältnisse, b. S. 128.
 Öffentliche und Privat-Verhältnisse bis zur
 Konstitution der ital. Republik, b. S. 142.
 Öffentliche Blätter, b. S. 148.
 Lebenslängliches Konsulat. Neues
 Senatskonsult deshalb, b. S. 169.
 Verweisungen, b. S. 178. Opponierende
 Schriftsteller. Necker. Camille Jordan, b.
 S. 189. Hofumgebung, b. S. 207.
 Talleyrand, b. S. 216. Caprara, b. S. 229.
 Militär, b. S. 252. Familienglieder.
 Begünstigte, b. S. 263. Verhältnis zu
 England, b. S. 278. Englischer Gesandter, b.
 S. 300. Wissenschaftliche Institute, b.
 S. 320. Ältere und neuere Schilderungen
 der Nation, b. S. 339. Benehmen gegen die
 Schweiz, b. S. 350. Krieg mit England.
 Besetzung von Hannover, b. S. 369.
 Charakter der Nation. Gegenwärtige
 Lebensweise, b. S. 405. Künste. Theater.
 Lotterie. Pachtungen. Reichtümer der
 Privatpersonen, Lieferanten. Industrie, b.
 S. 435. Spezielle Tribunale, b. S. 442.

Schluß und versprochne Fortsetzung, b.
S. 447.

Der Vf. verspricht Unparteilichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht, unter den gegebenen Umständen, wohl schwerlich leisten: so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Überzeugung aufrichtig ausspricht.

— e —

Johann Heinrich Voss:

Lyrische Gedichte

Königsberg, b. Nikolovius: *Lyrische Gedichte* von *Johann Heinrich Voß*. 1802. *Erster Band*, Oden und Elegieen. 1–3 Buch 340 S. *Zweiter Band*, Oden und Lieder. 1–3 Buch 326 S. *Dritter Band*, Oden und Lieder, 4–6 Buch 346 S. *Vierter Band*, Oden und Lieder. 7 Buch. Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichnisse sämtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vordruckt sind, am Eingänge betrachten, so finden wir die Oden und Elegieen des ersten Bandes, imgleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung,

und gibt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer anderen, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der *gegenwärtige* bringt uns, vorsätzlich, inneres und äußeres, Denkweise, Gemütsbewegungen, mit freundlichem Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke, vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn, und versprechen uns im Voraus reichen Genuß, und mannigfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseins freudig, unter

einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut, und wohlgemut solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald zu

großem Schlittenzuge gesellt, durch die
weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt
eine trauliche Herberge die halberstarren
aufnimmt, eine lebhafte Flamme des
Kamins die eindringenden Gäste begrüßt,
Tanz, Chorgesang, und mancher
erwärmende Genuß, der Jugend sowohl als
dem Alter genügt.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden
Sonne der Schnee, befreit sich ein
erwärmter Boden nur einigermaßen von
dieser lästigen Decke; so eilt mit den
Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an
dem ersten Lebenshauche des Jahres zu
erquicken, und die zuerst erscheinenden
Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger
Güldenklees wird gepflückt, zu Sträußern
gebunden und im Triumph nach Hause
gebracht, wo diese Vorboten künftigen
Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest
zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so
ist von Dach und Fach gar die Rede nicht
mehr, immer findet man den Dichter

draußen, auf sanften Pfaden, um seinen See
herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich
im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln
in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem
ausführlichen Gemälde erblickt man, im
Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut
so gut als Eichen und Buchen, und an dem
Ufer des stillen Wassers fehlt weder das
Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde
Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden
sich der Fels zu göttlichen Mädchen
ausgestaltet, der Baum seine Äste
zurückzieht und mit jugendlichen weichen
Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam
vielmehr geht der gemütvoll Dichter, als
ein Priester der Natur umher, berührt jede
Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und
weiht sie zu Gliedern einer liebevoll
übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner,
spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf
der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich
versammelt sich das ganze Chor von

Vögeln, und übertönt das Leben des Tags
mit vielfachen Akzenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin,
wenn der Mond in ruhiger Pracht am
Himmel heraufsteigt, und sein bewegliches
Bild auf der leisewogenden Wasserfläche
einem jeden schlängelnd entgeschickt,
wenn der Kahn sanft dahin wallt, das Ruder
im Takte rauscht, und jede Bewegung den
Funken eines Widerscheins hervorruft,
von dem Ufer die Nachtigall ihre
himmlischen Töne verbreitet und jedes
Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich
Neigung und Leidenschaft in glücklicher
Zartheit, von den ersten Anklängen einer
vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten
Sympathie, bis zu jener stillen, anmutigen,
schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den
engern Umgebungen des bürgerlichen
Lebens hervorspriest. Ein wallender Busen,
ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein
geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist
es immer der Bräutigam, der sich erkühnt,
immer die Braut, welche nachgibt, und so
beugt selbst alles Gewagte sich unter ein

gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird, unter lebhaften Zudringlichkeiten mutwilliger Gäste, zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben

könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfener sich bei der Heu-Korn- und Kartoffelernte finden wollte, wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas alltägliches wiederfährt, wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft; so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohltat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken, und ihn dabei wünschenswert zu finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen

Betrachtungen leitende Vermehrung, nach
langem stillem Weben und Wirken
vegetabilischer Kräfte, zum Vorschein
kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen
aus der Erde quillt; so wird man erst das
Verdienst dieser und anderer ähnlichen
Gedichte fühlen, worin der Dichter den
rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für
bekannt annehmenden Menschen auf die
ihn alltäglich umgebenden, alles
ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu
machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des
Menschen Gewahrsam gebracht, so
schleicht auch der Herbst schon wieder
heran, und unser Dichter nimmt rührenden
Abschied von einer, wenigstens in der
äußeren Erscheinung hinfälligen Natur.
Doch seine geliebte Vegetation überläßt er
nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der
zierliche Topf nimmt manchen Strauch,
manche Zwiebel auf, um in winterhafter
Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und
auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne
Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist

gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandnem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen, sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Überzeugung, daß alles der Vorsorge

eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe,
der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein
Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt
auch die Anbetung dieses Wesens im
Dichter die höchste Klarheit und
Vernünftigkeit und zugleich eine
Versicherung, daß jene Gedanken, jene
Worte, mit denen er unendliche
Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht
leere Träume noch Klänge sind, ein
Wonnegefühl eigener und allgemeiner
Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende,
Besondere, Abweichende, aufgelöst und
verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte
Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit
Gott, mit der Welt in Frieden gesehen;
sollte denn aber nicht eben jene
Selbstständigkeit, aus der sich ein so
heiteres Leben nach den inneren Kreisen
verbreitet, öfter von außen bestürmt,
verletzt und zu leidenschaftlicher
Bewegung aufgeregt werden? Auch die
Frage läßt sich vollständig aus den
vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Überzeugung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vorteile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt, immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet; so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sie launicht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo

offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feierlichen Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angeborene Vorteile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswertesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Anteil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches drückende und unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besonderen,

doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Kabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain, der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte: so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Teil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer, bald wird unser

Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen, und kehrt ohne Harm in den Schoß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmut sehen, besonders äußert er sich kräftig, ja man kann sagen hart gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das deutsche Dichterwesen eine Zeitlang in Verwirrung geriet. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammnis zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches schätzenswerte hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnisweise gefaßt, und ohne Schlüssel kaum verständlich; deswegen man des Dichters sonstige billige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur, auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer

Tätigkeit gekräftigt worden, läßt sich wohl vermuten. Doch wer kann sagen, daß ihm ein solches Los gefallen sei! Und so finden wir schon in manchen früheren Gedichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesanges, wie durch die heitere Feier der Freundschaft und Liebe, unvermutet hindurchblickt, und manches herrliche Gedicht stellenweis einer allgemeineren Teilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir spätere Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachstum, gestörtes Erscheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um sein eigenes Dasein, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invektiven nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert,

einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle, den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunftverfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Überzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die

größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen? welche, dreist genug, fodert: wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein. Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer anderen Seite jene düsteren Übermächte drohen; sie drohen, ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwidern vermag, wie muß er sich erst ans Teilnehmende, an Menschen, an seines Gleichen, an vorzügliche Naturen

anschließen, und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben *Hagedorn* und *Kleist*, die erstverschiedenen, gleichsam selig gesprochenen deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus, auf sie ist der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorantretenden gebildeten Meister und Kenner, *Klopstock*, *Lessing*, *Gleim*, *Gerstenberg*, *Bodmer*, *Ramler*, von den neu aufsprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demut verehrt. Schon erscheinen die Namen *Stolberg*, *Bürger*, *Boie*, *Miller*, *Hölty*, in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes wert, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne

bedeutenden Verlust lange sein Leben fort;
ja, es gelingt ihm, die Fäden akademischer
Frühzeit, durch Freundschaft, Liebe,
Verwandtschaft, eheliche Verbindung,
durch fortgesetzte Teilnahme, durch Reisen,
Besuch und Briefwechsel, in seinen übrigen
Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig
Verwöhnten schmerzen, wenn, nicht der
Tod, sondern abweichende Meinung,
Rückschritt in jenes alte, von unseren
Vätern mit Kraft bekämpfte,
seelenbedrückende Wesen, ihm einen der
geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen
droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuts,
der Schmerz ist grenzenlos, den er bei so
trauriger Zerstückelung seiner schönen
Umgebungen empfindet. Ja, und er würde
sich aus Kummer und Gram nicht zu retten
wissen, verlieh ihm die Muse nicht auch zu
diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes
bedrängende Gefühl, am Busen eines
teilnehmenden Freundes, harmonisch
gewaltig auszustürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann sagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgibt, einen besonderen Wert aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Äußerung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eigenen Grundes und Bodens am besten schmecken, wenn wir glauben durch Früchte, die in unserem Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Überzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Wert, eine unverkennbare Würde verleiht, und sein Eigentum

dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tieffühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen, schaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an inneren Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft aufs höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden

ähnliche Sprachen. Ja, wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsylben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Teil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen sein. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches gehaltvolle wieder her, setzt ein mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt: so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefaßte Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die

höheren Regionen erhebt, und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vorteil, und man kann wohl sagen, daß sich darunter unschätzbare Beispiele finden.

Und nicht bloß diesen ans Licht geförderten Reichtum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bei seiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmutig

auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Rhythmik, die er, aus so manchen schwankenden Versuchen, einer für den Künstler so erwünschten Gewißheit und Festigkeit entgegen hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des griechischen Altertums, und ihnen fügte sich die deutsche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte sich ihm das Geheimnis der Sylbenmaße, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und ward, unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit *Schulz*, in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzuteilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Altertume geretteten ankündigen. Belehrend ist es zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper notdürftig wiederhergestellt;

derselbe Geist vielmehr scheint
ebendieselbe Gestalt abermals
hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Wert einer
bestimmten und vollendeten Form lebhaft
anerkennt, die er bei seinen letzten Arbeiten
völlig in der Gewalt hat: so wendet er eben
diese Forderung auch gegen seine früheren
Gedichte, und bearbeitet sie musterhaft
nach den Gesetzen einer in ihm später
gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker
jene Leistungen besonders zu würdigen: so
liegt uns ob, daß wir das übernommene
Geschäft den Dichter aus dem Gedicht, das
Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit
wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises
der diesmal anzuzeigenden vier Bände,
finden wir ihn, wie er sich zum
vorzüglichen Übersetzer jener Werke des
Altertums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, obengepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äußerer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei stehe, das Wirkliche zu verlassen und ins Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweisen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, daß neben dem römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche: so läßt sich von unserem Dichter gleichfalls aussprechen, daß in ihm, zu einer echt deutschen wirklichen Umgebung eine echt antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Los beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes, buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahren Verhältnissen, er vergegenwärtigte sich das

Entfernte, und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann, aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hin gewirkt, und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht
begründet, sich vorzüglich an den Urbarden
anzuschließen, von ihm die Dichterweihe
zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen
zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt
unter seine Landsleute zurückzukehren. So,
mit festhaltender Eigentümlichkeit, wußte
er das Eigentümliche jedes Jahrhunderts,
jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen,
und reichte die älteren Schriften uns mit
geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß
fremde Nationen künftig die deutsche
Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten
und neuen Zeit, höchlich zu schätzen
verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl
gelungener unsäglicher Arbeit, und die
Einladung zum Genusse des Bereiteten mit
des Dichters eigenen Worten
ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden
Weinrebe Sprößling; als, dem Verstürmten
gleich

Auf ödem Eiland', ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimat.

Schamhaft erglühend, nahm ich den
heiligen
Rebschoß, und hegt' ihn, nahe dem
Nordgestirn,
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit,
Unter dem Glas' in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe,
beschleuniget,
Stieg Rankenwaldung übergewölbt, mich
bald
Mit Blüte, bald mit grünem Herling,
Bald mit geröteter Traub'
umschwebend.

Im süßen Anhauch träumt' ich, der Zeit
entflohn,
Wettkampf mit altertümlichem
Hochgesang.
Wer lauter ist, der koste freundlich,
Ob die Ambrosiafrucht gereift sei.

Die Organisation der Coburg-Saalfeldischen Lande

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Die Organisation der Coburg-Saalfeldischen Lande*. Erster Band. 1803. 140 S. 8.
(16 gr.)

Die allgemeine Einleitung, so wie das derselben beigefügte Aktenstück, beziehen sich vorzüglich auf die Hindernisse, welche bei der neuen Organisation der Fürstl. Coburg-Saalfeldischen Lande vorgekommen, und erregen in so fern nur ein beschränktes Interesse; ein weit allgemeineres hingegen die Inhaltsanzeige dessen, was die folgenden Bände enthalten sollen. Denn was man sonst in Lehrbüchern der Staatsverwaltung, als Anleitung und Vorschrift zu künftigem Handeln, vorgetragen findet, das soll, als wirklich systematisch ausgeführt, nach einzelnen Abteilungen und Rubriken, vollständig

dargestellt werden. Eine Zusage, die nicht allein den Geschäftsmann und Gelehrten, sondern auch jeden Weltbeobachter zur Aufmerksamkeit reizen muß, und bis zu deren Erfüllung wir uns eine umständlichere Beurteilung dessen, was dieser einsichtsvolle Staatsmann geleistet hat, mit Vergnügen vorbehalten.

Antwort des Rezensenten

im Namen von Johann Heinrich Voß auf eine Erklärung
Asts gegen die Vossische Rezension seiner
Sophoklesübersetzung.

Die leidenschaftlichen Ausdrücke
vorstehender Erklärung sind der gekränkten
Empfindlichkeit eines Autors zu verzeihen.
Übrigens ist zu wünschen, daß Hr. *Ast*
dasjenige, was er verspricht und droht, bald
leisten möge, da es denn an Gelegenheit
nicht fehlen wird, das Weitere umständlich
auszuführen.

Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel

Leipzig, b. Sommer: *Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel*. 1804. 8.

Es ist ein großer Unterschied, ob der Vf. eines dramatischen Stückes vom Theater herunter oder auf das Theater hinauf schreibe. Im ersten Falle steht er hinter den Kulissen, ist selbst nicht gerührt, noch getäuscht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuschung hervorzubringen, und wird nach dem Maß seines Talenten, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leisten. Im andern Falle hat er als Zuschauer gewisse Wirkungen erfahren, er fühlt sich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern seine passive Rolle mit einer aktiven vertauschen, und indem er die schon vorhandenen Masken und Gesinnungen bei sich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen

sucht, bringt er nur etwas sekundäres, nur den Schein eines Theaterstücks hervor.

Ein solches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl *fulgur e pelvi* nennen, indem die Wallensteinische Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier ist auch ein unschlüssiger Held, der sich aber doch, gestärkt durch seinen Beichtvater, mehr auf den protestantischen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier ist auch ein Verräter, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüstung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm des Bajardischen Miranden, der Johannes von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallensteins Lager kommen. Ferner gibt es einige tückische Spanier, wie man sie schon mehr auf dem deutschen Theater zu sehen gewohnt ist, und Carl der fünfte zeigt sich

als ein ganz leidlicher Karten-König. Die Zweideutigkeit des nachherigen Kurfürsten Moriz kann gar kein Interesse erregen.

Ungeachtet aller dieser fremden Elemente liest man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Tatsachen, auf die der Vf. in der Vorrede so großen Wert legt, etwas unverwüstliches und unverfuschbares haben. Nicht weniger bringt die Phantasie aus der bekannten Geschichte eine Menge Bilder und Verhältnisse hinzu, welche das Stück, wie es dasteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vorteil hat das Stück, daß es kurz ist. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht lästig, weil sie uns nicht lange aufhalten, die Situationen, wenn gleich nicht kunstmäßig angelegt, gehen doch geschwind vorüber und, wenn sie an Nachahmung erinnern, so sind sie auch schon vorbei, indem sie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sei, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt sein möchte.

Johann Peter Hebel:

Allemannische Gedichte

Carlsruhe, b. Macklot: *Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten*, von J. P. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. Zweite Auflage. 1804. VIII u. 232 S. 8.

Der Vf. dieser Gedichte, die in einem oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachstum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie, doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum sittlich-didaktischen und zum allegorischen; aber auch hier kommt

ihm jene Personifikation zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Überzeugung verdient der größte Teil dieses Lob.

Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Lebloose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen: so verwandelt der Vf. diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmutigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich

wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, *die Wiese* genannt, auf dem Feldberg im Österreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an
den Himmel, so finden wir die großen
leuchtenden Körper auch als gute,
wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die
Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der
Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf,
ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch
eins trinken könne; ihr Sohn, der
Morgenstern, steht früher auf als die
Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine
Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas
Abenteuerliches drein zu mischen, wie im
Hexlein, etwas Romantisches, wie im
Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal
recht freudig zusammen, wie in *Hans und
Verene*.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und
häuslicher Beschäftigung. *Der zufriedene
Landmann, der Schmelzofen*, der
Schreiner gesell stellen mehr oder weniger
eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune
dar. *Die Marktweiber in der Stadt* sind am
wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot

ihrer ländlichen Ware den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Vf. diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindizieren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Vf. besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigentümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind *der Winter, der Jänner, der Sommerabend*, vorzüglich aber *Sonntagsfrühe*, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Vf. zu Pflanzen, zu Tieren. Der Wachstum des Hafers, bei Gelegenheit eines *Habermuses*, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den

Storch wünschten wir vom Vf. nochmals behandelt, und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. *Die Spinne*, und *der Käfer* dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Vf. in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Tätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das wünschenswerte, was die ganze Natur ausspricht: so gibt es noch andere Gedichte, die zwar direkter, aber doch mit großer Anmut der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab, und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir *den Wegweiser*, *den Mann im Mond*, *die Irrlichter*, *das Gespenst an der Kanderer Straße*, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältnis von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und

dringender hinzuleiten. Hieher gehören *die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.*

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. *Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit*, sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Überhaupt hat der Vf. den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er

durchaus, zarter oder derber, die
Nutzanwendung ausspricht. Wenn der
höher gebildete von dem ganzen
Kunstwerke die Einwirkung auf sein
inneres Ganze erfahren, und so in einem
höheren Sinne erbaut sein will: so
verlangen Menschen auf einer niederen
Stufe der Kultur die Nutzenanwendung von
jedem einzelnen, um es auch sogleich zum
Hausgebrauch benutzen zu können. Der Vf.
hat nach unserem Gefühl das *fabula docet*
meist sehr glücklich und mit viel
Geschmack angebracht, so daß, indem der
Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen
wird, der ästhetisch Genießende sich nicht
verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im
Hintergrund der Sterne, und was positive
Religion betrifft, so müssen wir gestehen,
daß es uns sehr behaglich war, durch ein
erkatholisches Land zu wandern, ohne der
Jungfrau Maria und den blutenden Wunden
des Heilands auf jedem Schritte zu
begegnen. Von Engeln macht der Dichter
einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie

an Menschengeschick und
Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher
erwähnten Stücken durchaus einen
glücklichen Blick ins Wirkliche bewährt, so
hat er, wie man bald bemerkt, die
Hauptmotive der Volksgesinnung und
Volkssagen sehr wohl aufzufassen
verstanden. Diese schätzenswerte
Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei
Volksmärchen, die er idyllenartig
behandelt.

Die erste, *der Karfunkel*, eine
gespensterhafte Sage, stellt einen
liederlichen, besonders dem Kartenspiel
ergebenen Bauernsohn dar, der
unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft,
erst die Seinigen, dann sich zu Grunde
richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der
aus ihr entspringenden Motive ist
vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein gleiches kann man von der zweiten, *der
Statthalter von Schopfheim*, sagen. Sie

beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuten; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauertracht nicht parodiert, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhaftes Prosopopöien und unmittelbaren Anteil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, teils jenen Gegenden selbst angehörig, teils aus dem französischen und italienischen herübergenommen, Worte von einem, von zwei Buchstaben, Abbreviationen,

Kontraktionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vorteil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Konstruktionen und lebhaft Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Vf. gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Teil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden: so ist doch die praktische Mitteilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Vf. zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Vf. aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren *Tasso* in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hindernis einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprech- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu gibt es verschiedene Mittel, teils durch Vorlesen, teils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack

das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Sozietät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe

Der Samstag het zum Sunntig gseit:

»Jez hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi
und 's gohtmer schier gar selber so,
i cha fast uf ke Bei me stoh.«

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.

Der Sunntig seit: »Jez ischs an mir!«
Gar still und heimli bschließt er d'Tür;
er duselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Tür und Hus;
sie schloft im stille Chammerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: »d'Zit isch do!«
Sie seit: »I chumm enanderno!« –

Und lisli uf de Zeche goht,
und fründli uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: »Verrot mi nit!«

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganz Nacht,
se stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en wemme schlofe mag,
und meint es seig no dunkle Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht;

drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgetau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft,
voll Chriesi-Blust und Schleche-Duft!
Und d'Immli sammle flink und frisch,
se wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maie-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paredies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüehig und so froh!
me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag! und Dank der Gott!
und 's git gottlob e schöne Tag!
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: »Frili io!
Potz tausig, io, er isch scho do:

Er dringtmer scho im Himmels-Glast
Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!«
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schints, well zitli cho.
Gang, brechmer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meje ha!

Johann Konrad Grübel: Gedichte in Nürnberger Mundart

Nürnberg, Selbstverlag: *Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart*. Erster Band. 1798. 222 S. Zweiter Band. 1800. 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzosen. Der sechzehnwöchige Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübelschen Gedichte verdienen wohl neben den Hebelschen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich schon länger gedruckt, scheinen sie doch den Liebhabern nicht, wie sie verdienen, bekannt zu sein. Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen, seine alten, großen, städtischen Anstalten, Kirchen, Rat- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze, und was sonst öffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und

des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von Alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter, selten ist es eine ländliche Szene, die ihn interessiert, und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als das, was er wirklich ist, als rechtlichen Bürger und Klempnermeister, der sich freut mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu sein.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtsein ein Mensch ist: so kann man von *Grübeln* sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtsein ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick, in seinem Kreise da, daß er demjenigen der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt.

Keine Spur von Schiefheit, falscher Anfoderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, teils die reinen Zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu setzen, und uns ohne Reflexion die Sache selbst zu geben weiß, wovon *das Kränzchen* ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmutigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten

zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigentümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigener als dritter Person, sich öfters zum besten gibt.

Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt sein möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent.

Hat man nun so einen wackeren Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor

seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen,
auf dem Rathause immer heiter und
spaßhaft gesehen: so ist es merkwürdig, wie
er in schlimmen Tagen sich in gleichem
Humor erhält, und über die
außerordentlichen Übel, so wie über die
gemeineren, sich erhaben fühlt.

Ohne daß sein Stil einen höheren Schwung
nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand
während der Teuerung, anhaltenden Frostes,
Überschwemmung, ja während eines
Krieges vor, selbst die Spaltung der
Meinungen, dieser fürchterliche innere
Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren
treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas unangenehmes
breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr
günstig. Seine Sylbenmaße sind ziemlich
variiert, und wenn er dem einmal
angegebenen, auch durch ein ganzes
Gedicht nicht völlig treu bleibt: so macht es
doch bei dem Ton der ganzen Dichtart
keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern
hieher:

Der Rauchtobak

Su bald ih fröih vom Schlauf derwach,
 Souch ih mei Pfeifla scho;
Und Oabends, wenn ih schlaufn geih,
 So hob ihs Pfeifla noh.
Denn wos ih denk und treib'n will,
 Und alles wos ih tou,
Dös geiht mer alles nit so gout,
 Mei Pfeifla mouß derzou.

Ih brauch ka rara Pfeif'n ih,
 Su eitel bin ih nit.
A Pfeif'n döi su teuer iß,
 Wos tat ih denn nau mit?
Dau möist ih jo, su lang ih rauch,
 Ner immer putz'n droh;
Und zehamaul in ahner Stund
 Nau wieder schaua oh.

Doch mouß mei Pfeifla reinlih seih,
Und innawendi putzt;
A schöina Pfeif'n, und verstopft,
Döi sich ih nit, wos nutzt.
Verlöihern kohn ih kahna nit,
Döß koh scho goar nit seih;
Denn kamm iß leer und kohlt a weng,
So füll ihs wieder eih.

Wenn ih a Böier trink'n sollt,
Und rauchet nit derzou,
Ih könnt ka Mauß nit trink'n ih,
Su langa oft nit zwou.
Und wenn ih fröih mein Kaffee trink
Und zünd mei Pfeifla oh,
Dau glab ih, daß ka Mensch nit leicht
Wos bessers hob'n koh.

Und wenn ih af der Gass'n geih,
Su fröih und Oabendszeit,
Rauch ih mei Pfeifla a derzou,
Und scher mih nix um d' Leut.
Denn kurz, wenn ih niht rauch'n tou,
So wörds mer angst und bang.
Drum wörds mer a, verzeih mers Gott!
Oft in der Kōrich z' lang.

Heinrich Joseph von Collin: Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen

Berlin, b. Unger: *Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen*
von Collin. 1802. 184 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafteste Sensation, welche dieses Stück bei seiner Erscheinung erregte, ist zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu spät sein, noch ein ruhiges kritisches Wort darüber auszusprechen.

Der Vf. hat bei der Wahl dieses Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff allenfalls zu einem Akt, aber keinesweges zu fünf, und dieser eine Akt ist es, der dem Stücke Gunst erweckt.

In dem ersten ist Attilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beschäftigt, die Lage der Sache und sich selbst zu exponieren, jedoch weiß sie sich unsere Gunst nicht zu verschaffen.

Wer den Entschluß des Regulus als groß und heldenmütig anerkennen soll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen; die Anschauung dieser ungeheueren spezifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und solche Gesinnungen sind es, die den einzelnen edlen Römer charakterisieren; so auch die Römerinnen. Wir sind die Lucretien, und Clölien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden schon so gewohnt, daß uns eine Attilia kein Interesse abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Indessen möchte das dem ersten Akt hingehen, da von dem Kollisivfall, der nun sogleich eintritt, noch nicht die Rede ist.

Der zweite Akt enthält nun den interessanten Punkt, wo Regulus mit dem carthagischen Gesandten vor dem Senat erscheint, die Auswechselung der Gefangenen widerrät, sich den Todesgöttern

widmet und mit seinem ältesten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, sich auf echt römische Weise unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Akt fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der punische Gesandte erscheint wirklich komisch, indem er den Regulus durch kosmopolitische Argumente von seinem spezifischen Patriotismus zu heilen sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indessen der Zuschauer gewiß überzeugt ist, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel schöner ist die Lage Coriolans, der seinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Akt ist ganz müßig. Der Konsul Metellus bringt erst einen Senator höflich bei Seite, der sich des Regulus annehmen will, ferner beseitigt er einen stockpatrizisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt

den Publius, man darf wohl sagen,
abfahren, als dieser ungestüm die Befreiung
seines Vaters verlangt, und da Überredung
nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche
Weise den Dolch auf den Konsul zuckt,
welcher, wie man denken kann,
unerschüttert stehen bleibt, und den
törichten jungen Menschen gelassen
fortschickt.

Der fünfte Akt ist die zweite Hälfte vom
dritten. Was dort vor dem Senat
vorgegangen, wird hier vor dem Volke
wiederholt, welches den Regulus nicht
fortlassen will, der, damit es ja an modern
dringenden, dramatischen Mitteln nicht
fehle, auch einen von den durchs Stück
wandelnden Dolchen zuckt und sich zu
durchbohren droht.

Wollte man dieses Sujet in einem Akt
behandeln, indem man auf geschickte
Weise den dritten und fünften zusammen
schmolze, so würde es ein Gewinn für die
Bühne sein: denn es ist immer
herzerhebend, einen Mann zu sehen, der

sich aus Überzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt sich niemand leicht ein Bedenken macht, um seines besonderen Vorteils willen, das schönste Ganze, wo nicht zu zerstören, doch zu beschädigen.

Hätte dieser Gegenstand unvermeidlich bearbeitet werden müssen, so hätte die große Spaltung der Plebejer und Patrizier zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleischte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für sich und ihre Kinder, sondern auch für ihre Nächsten, für Vettern und Gevattern, einen Patron zu befreien und aufzustellen im Sinne hätte, so würde sie ganz anders, als in ihrer jetzigen Privatgestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große unteilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein den Patriziern hingegebenes, als ein teilweise unterdrücktes, seine Hülfe foderndes Rom, in steigenden Situationen dargebracht hätte: so wäre doch wohl ein

augenblicklich wankender Entschluß, ohne Nachteil des Helden, zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt der Vf. diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteien als völlig unfruchtbar und keinesweges in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher dem Vf. weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugnis ablege, daß er die römische Geschichte wohl studiert habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hindernis. Das einzelne schöne, historisch wahre macht einen Teil eines ungeheueren Ganzen, zu dem es völlig proportioniert ist. Das historisch wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur

durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Vf. zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Konsul zuckt, durch ein geschichtliches Faktum verleitet worden, indem ein junger Römer schon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genötigt, seine Klage zurückzunehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieser Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so steht diese Anekdote gar wohl in einer römischen Geschichte. Aber hier im Drama der junge Mensch, der gegen den Konsul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den albernsten aller Streiche!

Wie die Einsicht des Vf. in die römische Geschichte, so sind auch seine geäußerten,

teils römischen, teils allgemein menschlichen Gesinnungen lobenswert. Sie haben durchaus etwas rechtliches, meist etwas richtiges; allein aus allen diesen einzelnen Teilen ist kein Ganzes entstanden.

So ist uns auch noch nicht bei dieser Beurteilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden: denn man kann wohl sagen, daß keine Charaktere in dem Stück sind. Die Leute stehen wohl durch Zustände und Verhältnisse von einander ab, und meinen auch einer anders als der andere, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen; so wird es wohl auf vielen deutschen Theatern gegeben werden, aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publikum nicht zusagt, das die schwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünschen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieser Form gegangen ist, daß

der Teil, der dramatisch darstellbar und wirksam ist, für das deutsche Theater, das ohnehin auf sein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar so, daß der Vf. oder sonst ein guter Kopf aus dem dritten und fünften Akte ein Stück in einem Akte komponierte, das man mit Überzeugung und Glück auf den deutschen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen

Hadamar, in d. neuen Gel. Buchhandlung: *Der
Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen*, 1803.
107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Konzept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Vf. hat einen idyllischen Blick in die Welt, in wiefern er original sei, läßt sich schwer entscheiden: denn vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Vossens Louise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Vf. recht gut, doch hat er manche Eigentümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Klasse mit allen anderen gemein hat, Kaffeetrinken, Tabakrauchen u.s.w., wie auch mit allgemeinen

Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu sehr aufgehalten. Überhaupt möchte man sagen, er sei nur mit den Augen und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Försters der Geliebte seiner Tochter einen Wolf schießt und dadurch zur Versorgung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht; doch bleibt immer die Charakteristik der Behandlung zu schwach. Der Vf. hätte durchaus bedenken sollen, daß es in der Familie des Försters Waldheim lebhafter und rascher zugehen müsse, als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswert ist übrigens die Darstellung und Benutzung des felsigen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwei letzten Gesängen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Sinn und Schritt, eine glückliche Darstellung dessen, was geschieht, nicht zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemütliche Anmut verbreitet.

Aber – und leider ein großes Aber – die Verse sind ganz abscheulich. Der Vf., indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der inneren Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wissenden sich besprochen. Was ihm von den Versen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu sein.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung getane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich dann wohl jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Teil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch

bedeutendes Besondere; so wird sich
alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem
Fache etwas leisten kann: denn jetzt muß
man den besten Willen haben, und eine Art
von Sonntagskind sein, um eine übrigens
ganz wohlgebildete Menschengestalt durch
eine von Warzen, Flecken, Borsten und
Unrat entstellte Oberhaut durchzusehen.

Antwort

(auf die Antikritik des Verfassers einer Jägeridylle ›Der Geburtstag‹)

Ohne sich auf die Äußerungen des verdrießlichen Verfassers weiter einzulassen, will Rezensent einen Vorschlag zur Güte tun. Unser Dichter, dem wir ein gewisses Talent keinesweges ableugnen, arbeite sein kleines Werk, woran, wie er ja selbst gesteht, noch manches zu bessern ist, abermals durch, und wir versprechen, wenn es uns wieder zu Gesicht kommt, die erste und zweite Ausgabe aufmerksam zu vergleichen, und unsere Gedanken redlich darüber zu eröffnen. Das Werkchen aber, wie es liegt, nochmals im Detail durchzuprüfen, und zwar bloß um die schlimme Seite desselben herauszukehren, kann wohl Niemanden zugemutet werden, der bei seinen Arbeiten sich selbst und andere zu fördern wünscht.

Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel

Dresden, b. Gerlach: *Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel*, herausgegeben von Böhlendorf. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach seiner Fähigkeit; allein da sie nicht ganz untätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern, welches nicht zu leugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolinos und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat: denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Turm,

den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles getan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Dantischen Darstellung durch jede Art von Amplifikation verlieren mußte, so faßte doch *Gerstenberg* den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Turms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhält, und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes bis zur letzten Hülfslosigkeit hervorzubringen weiß. Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam unmögliches unternommen, und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Hr. *B.* war dagegen bei Konzeption seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich einbildete, daß man ein politisch-historisches Stück erst ziemlich

kalt anlegen, fortführen, und es zuletzt mit dem Ungeheueren enden könne.

Das schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallensteins Dasein nicht geschrieben wären. In dem ersten Akte sehen wir statt des zweideutigen Piccolomini, einen sehr unzweideutigen Schelmen von ghibellinischem Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf tückische und verruchte Weise den Guelfen Ugolino haßt; ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugesellt, und der ganze erste Akt wird darauf verwendet, die Gemüter mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Akts erscheint Ugolino auf dem Lande, von seiner Familie umgeben, ungefähr wie ein stiller Hausvater, dessen Geburtstag man mit Versen und Kränzen feiert. Sein ältester Sohn kommt siegreich zurück, um die Familienszene recht glücklich zu erhöhen.

Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeister von Pisa, um den auf dem Lande zaudernden hypochondrisierenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entstanden, wobei das Volk Ugolinos Palast verbrannt und geschleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Akte erscheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeschichte voraussieht. Ugolino hat von dem Senatspalast Besitz genommen und sucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaßen verschieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt sich, indem er einen Halbfreund von sich stößt, des besten Schutzes gegen seinen heimlichen Erzfeind den Ghibellinen Rhugieri. Eine Szene

zwischen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus diesem Kreise kommen, endigt der dritte Akt mit einer geschmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino seine Gesundheit als Pisas Fürst zu trinken erlaubt. Der Freiheit atmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechend Verhältnis zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, *disjecti membra poetae* abermals zusammenzulesen.

Im vierten Akt erzählt Ugolino dem Wahrsager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Geburtstagszene wird etwas trauriger wiederholt, endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen, und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Akts treten auf einmal in diese prosaische Welt drei

Schicksals-Schwestern, und parodieren die Hexen des Macbeths. Dann werden wir in den Hungerturm geführt, wo der Vf. der Leitung *Gerstenbergs* mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hungerszene zerstückt, und den Leser wechselsweise in den Turm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolinos Geist hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen geraden Sinn. Die Einleitung des tristen Ugolinischen Charakters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben erwähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch ins Unglück stürzt, daß er, Versöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe, einen wenig dissentierenden Freund verstößt, und sich des einzigen Schutzes

beraubt, wäre dramatisch interessant genug,
nur müßte die Behandlung viel tiefer
gegriffen werden.

An Aufführung dieses Stücks ist gar nicht
zu denken, um so weniger, als es nicht
durch theatralische Vorstellung, sondern
durch Lektüre Wallensteins eigentlich
entstanden sein mag.

Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen

Mannheim, in Kommission b. Schwan u. Götz: *Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen*. Neue verbesserte Ausgabe. 1804. VIII, übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rtlr. 12 gr.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfangen, uns durch den, jedem Gesang vorgesetzten, Inhalt mit dem Ganzen und seinen Teilen bekannt zu machen und in der Ausführung selbst vorwärts zu dringen suchten, haben wir eine ganz eigene Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie sie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz inkongruentes und also seiner Natur nach unmögliches doch wirklich vor Augen steht. Nach einigem Besinnen erinnerten wir uns schon einer ähnlichen Empfindung, es war die, wie wir den Garten und Palast des Prinzen *Pallagonia* besuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit

Ungeheuern ausstaffiert ist, sondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur sorgfältig alle horizontalen und vertikalen Linien vermieden sind, so daß alles im Stehen zugleich einzustürzen scheint. Gestärkt durch diese Reflexion wagten wir dem Helden Athenor nochmals ins Gesicht zu sehen, fanden uns aber um nichts gebessert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zusammen bringen konnten, aber freilich für kein Urteil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetische Schriften stückweise in eine Hexenpfanne neben einander setzte, und sodann über einem gelinden Feuer so lange schmorte, bis Naturell, Geist, Anmut, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenschaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Masse mit einem Löffelstiel einigermaßen durcheinanderzöge, und einen solchen Brei, der fast für ein *caput mortuum* gelten kann, völlig erstarren und erkalten ließe: so würde ohngefähr ein Athenor entstehen. Da jedoch

der Fall von der Art ist, daß wir nicht wissen können, ob unsere Empfindung bei diesem Werke nicht vielleicht idiosynkratisch sei, so wünschten wir, daß einer unserer kritischen Kollegen durch umständlichere Untersuchung unsere Meinung zu bestärken, oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzesten und geratensten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek deutscher Art und Kunst sich angeschafft hat, auch diesem Athenor einen Platz gönne: denn es ist doch auch kein geringer Genuß, wenn man sich nach Belieben beim Aufschlagen eines Buchs einen solchen ästhetischen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu diesem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punktierten Kupfer unverhältnismäßig erhöht sein mag, ein für allemal herabsetzen.

Ankündigung eines Briefes von Lessing

Die neuliche Erwähnung des *Gerstenbergischen* Ugolino in unsern Blättern (No. 38) erinnerte einige ältere Literatur-Freunde an einen Brief Lessings und sein Urteil über dieses Stück, oder um eigentlicher zu reden, an seine Empfindungen bei demselben. Der in den nächsten Stücken folgende Brief *Lessings* an *Gerstenberg* wurde vorgesucht, und uns auf eine Weise mitgeteilt, die uns vor allem Vorwurf der Indiskretion zu schützen das Ansehen hat.

Goethes Werke. Erster bis zwölfter Band. 1806-1808

Der Herr Geheimerat *von Goethe* hat die Absicht, seine sämtlichen Werke in 12 Bänden, welche in drei Lieferungen erscheinen sollen, herauszugeben. Die erste erfolgt wahrscheinlich Ostern 1806.

Des Knaben Wunderhorn

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Des Knaben Wunderhorn*.

Alte deutsche Lieder, herausgegeben von *Achim von Arnim* und *Clemens Brentano*. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rtlr. 12 gr.)

Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände,

wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen, oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

Würden dann diese Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie, allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Teil gewissermaßen ausgegangen: so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neueren Zeit, besonders in Deutschland, nichts zu existieren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und geurteilt und gestritten wird: so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegen wirken soll.

Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Teile derselben durchaus mannichfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, sämtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingibt, zu charakterisieren.

Das Wunderhorn, (Seite 13.) Feenhaft,
kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein, (15.) Christlich
zart, anmutig.

Tell und sein Kind, (18.) Rechtlich und
tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin, (19.) Tief,
rätselhaft, dramatisch vortrefflich
behandelt.

Jesaias Gesicht, (20.) Barbarisch groß.

Das Feuerbesprechen, (21.) Räuberisch
ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals, (22.)
Vagabundisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen, (24.) In
Totentanz-Art, holzschnittmäßig,
lobenswert.

Nachtmusikanten, (29.) Närrisch,
ausgelassen, köstlich.

Widerspenstige Braut, (30.) Humoristisch, etwas fratzenhaft.

Klosterscheu, (32.) Launenhaft verworren und doch zum Zweck.

Der vorlaute Ritter, (32.) Im real-romantischen Sinn gar zu gut.

Die schwarzbraune Hexe, (34.) Durch Überlieferung etwas konfus, der Grund aber unschätzbar.

Der Dollinger, (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand, (37.) Dunkel romantisch.

Gastlichkeit des Winters, (39.) Sehr zierlich.

Die hohe Magd, (40.) Christlich pedantisch, nicht ganz unpoetisch.

Liebe spinnt keine Seide, (42.) Lieblich konfus und deswegen Phantasie erregend.

Husarenglaube, (43.) Schnelligkeit,
Leichtigkeit musterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln, (44.) Zuckt aufs
Bänkelsängerische, aber nicht unfein.

Schürz dich Gretlein, (46.) Im Vagabunden-
Sinn. Unerwartet epigrammatisch.

Lied vom Ringe, (48.) Romantisch zart.

Der Ritter und die Magd, (50.) Dunkel
romantisch, gewaltsam.

Der Schreiber im Korb, (53.) Den Schlag
wiederholendes, zweckmäßiges
Spottgedicht.

Ernte-Lied, (55.) Katholisches Kirchen-
Todeslied. Verdiente protestantisch zu sein.

Überdruß der Gelahrtheit, (57.) Sehr
wacker. Aber der Pedant kann die
Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten, (58.) Realistisch,
wahrscheinlich modernisiert.

Liebesprobe, (61.) Im besten
Handwerksburschen-Sinne und auch
trefflich gemacht.

Der Falke, (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott, (64.) Christlich,
etwas zu historisch; aber dem Gegenstande
gemäß und recht gut.

Das Rautensträuchlein, (69.) Eine Art
Trümmer, sehr lieblich.

Die Nonne, (70.) Romantisch,
Empfindungsvoll und schön.

Revelje, (72.) Unschätzbar für den, dessen
Phantasie folgen kann.

Fastnacht, (74.) Liebehaft, leise.

Diebstellung, (75.) Holzschnittartig, sehr
gut.

Wassersnot, (77.) Anschauung, Gefühl,
Darstellung überall das Rechte.

Tamburgesell, (78.) Heitere
Vergegenwärtigung eines ängstlichen
Zustandes. Ein Gedicht dem der
Einsehende schwerlich ein gleiches an die
Seite setzen könnte.

David, (79.) Katholisch hergebracht, aber
noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen, (80.) Vortrefflich in der
Anlage, obgleich hier in einem zerstückten
und wunderlich restaurierten Zustande.

Liebesdienst, (83.) Deutsch romantisch,
frommsinnig und gefällig.

Geht dirs wohl so denk an mich, (84.)
Anmutiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser, (86.) Großes christlich-
katholisches Motiv.

Mißheirat, (90.) Treffliche, rätselhafte
Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem
anschaulicher und für den Teilnehmer
befriedigender behandeln.

Wiegenlied, (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall, (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmutig.

Die Juden in Passau, (93.)
Bänkelsängerisch, aber lobenswert.

Kriegslied gegen Karl V., (97.)
Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt, (100.) Im Vagabunden-
Sinne gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen, (101.) Recht
großmütig, herzerhebend, wenn man in den
Sinn eindringt.

Müllers Abschied, (102.) Für den, der die
Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die
erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Neidhard und seine Mönche, (103.) Ein
Till-Streich von der besten Sorte und
trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben, (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurze weile, (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens, (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied, (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tobak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein, (114.) Tief und schön.

Bettelei der Vögel, (115.) Gar liebenswürdig.

Die Greuelhochzeit, (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lobenswert behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder, (120.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe, (121.) Schön, sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prose nähernd.

Das Bäumlein, (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend und doch herzinniglich.

Lindenschmidt, (125.) Von dem Reuterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand, (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied, (134.) Andächtig, bekannte Melodie, ans Herz redend.

Friedenslied, (137.) Gut, aber zu modern und reflektiert.

Drei Schwestern, (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der englische Gruß, (140.) Die anmutige, bloß katholische Art, christliche Mysterien

ans menschliche, besonders deutsche,
Gefühl herüber zu führen.

Vertraue, (141.) Seltsam, tragisch, zum
Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn, (142.) Die große
Situation ins Gemeine gezogen, in diesem
Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer, (145.) Recht gut.
Sentimentaler, aber lange nicht so gut als
der Tambursgesell 78.

Pura, (146.) Schöne Fabel, nicht schlecht,
aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin, (149.) Gar heiter, frei-
und frohmütig.

Ritter St. Georg, (151.) Ritterlich,
christlich, nicht ungeschickt dargestellt,
aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln, (156.) Schöne Anlage, hier
fragmentarisch, ungenießbar.

Xaver, (157.) Sehr wacker, dem Charakter nach, doch zu wort- und phrasenhaft.

Wachtelwacht, (159.) Als Ton nachahmend, Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

Das Tod-austreiben, (161.) Gar lustig, wohlgeföhlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber, (161.) Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen, (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd, (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wer's Lieben erdacht, (163.) Gar knabenhaft von Grund aus.

Des Herrn Weingarten, (165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Cedrons Klage, (166.) Nicht eben so glücklich. Man sieht dieser Klage zu sehr

den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung, (172.) Besser als das vorige. Doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Lobgesang auf Maria, (174.) Auch diesem läßt sich vielleicht ein Geschmack abgewinnen.

Abschied von Maria, (178.) Interessante Fabel und anmutige Behandlung.

Ehstand der Freude, (181.) Derb lustig, muß gesungen werden wie irgend eins.

Amor, (182.) Niedlich und wunderbarlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt, (183.) Tief und ahnungsvoll, dem Gegenstande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

Husarenbraut, (188.) Nicht eben schlimm.

Das Straßburger Mädchen, (189.) Liegt ein lieblich Begebnis zum Grund, zart und

phantastisch behandelt.

Zwei Röselein, (190.) Ein Ereignen zwischen Liebesleuten, von der zartesten Art, dargestellt wie es besser nicht möglich ist.

Das Mädchen und die Hasel, (192.) Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.

Königstochter aus England, (193.) Nicht zu schelten; doch spürt man zu sehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht, (198.) Wird, gesungen, herzerfreulich sein.

Große Wäsche, (201.) Feenhaft und besonders.

Der Palmbaum, (202.) So recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann, (203.) Gehört zu den guten Vagabunden- Handwerks- und Gewerbs-Liedern.

Pfauenart, (204.) Gute Neigung,
bescheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied, (205.) Ans
Quodlibet streifend, dem tiefen und
dunkeln Sinne der Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten, (206.) Süße Neigung.

Hüt du dich, (207.) Im Sinn und Klang des
Vaudeville sehr gut.

Die mystische Wurzel, (208.) Geistreich,
wobei man sich doch des Lächelns über ein
falsches Gleichnis nicht enthalten kann.

Rätsel, (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommst du so traurig bist, (210.)
Streift ans Quodlibet, wahrscheinlich
Trümmern.

Unkraut, (211.) Quodlibet von der besten
Art.

Der Wirtin Töchterlein, (212.) Höchst
lieblich, aber nicht so recht ganz.

Wer hat das Liedlein erdacht, (213.) Eine Art übermütiger Fratze, zur rechten Zeit und Stunde wohl lustig genug.

Doktor Faust, (214.) Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt sein.

Müllertücke, (218.) Bedeutende Mordgeschichte, gut dargestellt.

Der unschuldig Hingerichtete, (220.) Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein, (223.) Sehr gefällig romantisch. Das Reimgeklingel tut der Darstellung Schaden, bis man sich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand, (216.) Bedeutendes Motiv kurz abgefertigt.

Martins Gans, (226.) Bauerburschenhaft, lustig losgebunden.

Die Mutter muß gar sein allein, (227.) Nicht recht von Grund – und Brust aus,

sondern nach einer schon vorhandenen Melodie gesungen.

Der stolze Schäfersmann, (229.) Tiefe schöne Fabel, durch den Wiederklang des Vaudeville ein sonderbarer aber für den Gesang bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär, (241.) Einzig schön und wahr.

An einen Boten, (232.) Einzig lustig und gutlaunig.

Weine nur nicht, (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bißchen plump.

Käuzlein, (233.) Wunderlich, von tiefem ernstem köstlichem Sinn.

Weinschröter-Lied, (234.) Unsinn der Beschwörungsformeln.

Maikäfer-Lied, (235.) Desgleichen.

Marienwürmchen, (235.) Desgleichen, mehr ins Zarte geleitet.

Der verlorne Schwimmer, (236.) Anmutig und voll Gefühl.

Die Pragerschlacht, (237.) Rasch und knapp, eben als wenn es drei Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen, (239.) Wenn man die Blumen nicht so entsetzlich satt hätte, so möchte dieser Kranz wohl artig sein.

Guckguck, (241.) Neckisch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weißenburg, (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

Soldatentod, (245.) Möchte vielleicht im Frieden und beim Ausmarsch erbaulich zu singen sein. Im Krieg und in der ersten Nähe des Unheils wird so etwas greulich wie das neuerlich belobte Lied: *Der Krieg ist gut*.

Die Rose, (251.) Liebliche
Liebesergebenheit.

Die Judentochter, (252.) Passender,
seltsamer Vortrag zu konfusem und
zerrüttetem Gemütswesen.

Drei Reiter, (253.) Ewiges und
unzerstörliches Lied des Scheidens und
Meidens.

Schlachtlied, (254.) In künftigen Zeiten zu
singen.

Herr von Falkenstein, (255.) Von der guten
zarten innigen Romanzenart.

Das römische Glas, (227.) Desgleichen.
Etwas rätselhafter.

Rosmarin, (258.) Ruhiger Blick ins Reich
der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein, (259.) Barbarische
Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phönix, (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger, (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Über der Erde wirds einem zu dunkel dabei.

Herr Olof, (261 b.) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit, (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen konfus machen will, so ist dies ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter, (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moriz von Sachsen, (270.) Ein ahnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereignis mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Annchen, (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß

dargestellt.

Vom vornehmen Räuber, (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer, (277.) »Christ Gottes Sohn allhie« hätte durch sein Leiden wohl einen besseren Poeten verdient.

Dusle und Babely, (281.) Köstlicher Abdruck des schweizer-bäurischen Zustands und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwei Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe, (282.) Das Wehen und Weben der rätselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Ölberg, (283.) Diesem Gedicht geschieht Unrecht daß es hier steht. In dieser, meist natürlichen, Gesellschaft wird einem die Allegorie der Anlage, so wie das poetisch Blumenhafte der Ausführung, unbillig zuwider.

Abschied von Bremen, (289.)

Handwerksburschenhaft genug, doch zu prosaisch.

Aurora, (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind, (291.) Ein schönes Motiv, pfaffenhaft verschoben.

Der ernsthafte Jäger, (292.) Ein bißchen barsch, aber gut.

Der Mordknecht, (294.) Bedeutend, seltsam und tüchtig.

Der Prinzenraub, (296.) Nicht gerade zu schelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute, (289.) Ein artig Lied des Inhalts der so oft vorkommt: *così fan tutte* und *tutti*.

Der Spaziergang, (299.) Mehr Reflexion als Gesang.

Das Weltende, (300.) Deutet aufs
Quodlibet, läßt was zu wünschen übrig.

Bayrisches Alpenlied, (301.) Allerliebste, nur
wird man vornherein irre, wenn man nicht
weiß, daß unter dem Palmbaum die
Stechpalme gemeint ist. Mit einem Dutzend
solcher Noten wäre manchem Liede zu
mehrerer Klarheit zu helfen gewesen.

Jäger Wohlgemuth, (303.) Gut, aber nicht
vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen, (304.) Eine
christliche Cocagne, nicht ohne Geist.

Die fromme Magd, (306.) Gar hübsch und
sittig.

Jagdglück, (306.) Zum Gesang erfreulich,
im Sinne nicht besonders. Überhaupt
wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des
Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne
Abwechseln.

Kartenspiel, (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige, (309.) Von der allerbesten Art einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschossene Guckguck, (311.) Nur Schall ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung, (313.) Ein Guckguck von einer viel besseren Sorte.

Das große Kind, (314.) Höchst süße. Wäre wohl wert, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika, (315.) Spukt doch eigentlich nur der halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehn am Brunnen, (317.) Voll Anmut und Gefühl.

Das Haßlocher Tal, (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied, (321.) Sehr lobenswert, von der recht guten lyrisch-episch-dramatischen Art.

Der Scheintodte, (322.) Sehr schöne, wohl ausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider, (325.) Wenn doch einmal eine Gilde vexiert werden soll, so geschiehts hier lustig genug.

Nächtliche Jagd, (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten, aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab, (328.) Ausgelassenheit, unschätzbare sinnlicher Bauern-Humor.

Knabe und Veilchen, (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pfluge, (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drei Winterrosen, (339.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der schon im Bojardo vorkommt.

Der beständige Freier, (341.) Echo,
versteckter Totentanz, wirklich sehr zu
loben.

Von Hofleuten, (343.) Wäre noch
erfreulicher, wenn nicht eine, wie es uns
scheint, falsche Überschrift auf eine
Allegorie deutete, die man im Lied weder
finden kann, noch mag.

Lied beim Heuen, (345.) Köstliches
Vaudeville, das unter mehreren
Rezensionen bekannt ist.

Fischpredigt, (347.) Unvergleichlich, dem
Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach, (349.) Wacker
und derb, doch nahe zu chronikenhaft
prosaisch.

Algerius, (353.) Fromm, zart und voll
Glaubenskraft.

Doppelte Liebe, (354.) Artig, könnte aber
der Situation nach artiger sein.

Manschetten-Blume, (356.) Wunderlich romantisch, gehaltvoll.

Der Fähndrich, (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen angetan, müssen ausgedrückt werden, sonst hat es keinen Sinn, daß er hängen soll.

Gegen die Schweizer Bauern, (360.) Tüchtige und doch poetische Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in dessen Farbenspiel den Pfauenschwanz zu sehen glaubt, ist höchst revolutionär und treffend.

Kinder still zu machen, (362.) Recht artig und kindlich.

Gesellschaftslied, (363.) In Tillen-Art kapital.

Das Gnadenbild, (366.) Ist hübsch, wenn man sich den Zustand um einen solchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin, (371.) Frank und frech.

Verlorne Mühe, (372.) Treffliche
Darstellung weiblicher Betulichkeit und
täppischen Männerwesens.

Starke Einbildung(s)kraft, (373.) Zarter
Hauch, kaum festzuhalten.

Die schlechte Liebste, (374.) Innig gefühlt
und recht gedacht.

Maria auf der Reise, (375.) Hübsch und
zart, wie die Katholiken mit ihren
mythologischen Figuren das gläubige
Publikum gar zweckmäßig zu beschäftigen
und zu belehren wissen.

Der geadelte Bauer, (376.) Recht gut
gesehen und mit Verdruß launisch
dargestellt.

Abschiedszeichen, (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung, (379.) Die bekannte
Fabel vom Becher und Mantel, kurz und
bedeutend genug dargestellt.

Petrus, (382.) Scheint uns gezwungen
freigeistlich.

Gott grüß euch Alter, (384.) Modern und
sentimental, aber nicht zu schelten.

Schwere Wacht. (386.) Zieht schon in das
umständliche, klang- und sangreiche
Minnesänger-Wesen herüber.

1) *Jungfrau und Wächter*. Gar liebevoll,
doch auch zu umständlich.

2) *Der lustige Geselle*. Ist uns lieber als die
vorhergehenden.

3) *Variation*. Macht hier zu großen
Kontrast: denn es gehört zu der tiefen,
wunderlichen deutschen Balladenart.

4) *Beschluß*. Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame, (396.)
Ein guter, wohl dargestellter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied, (397.)
Barbarisch-pedantisch, und doch nicht ohne

poetisches Verdienst.

Antwort Mariä auf den Gruß der Engel,
(406.) Das liebenswürdigste von allen
christ-katholischen Gedichten in diesem
Bande.

Staufenberg und die Meerfeie, (407.) Recht
lobenswerte Fabel, gedrängt genug
vorgetragen, klug verteilt. Würde zu kurz
scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere
Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feierabend, (418.) In der
Holzschnittsart, so gut, als man es nur
wünschen kann.

Mit dieser Charakterisierung aus dem
Stegreife: denn wie könnte man sie anders
unternehmen? gedenken wir Niemand
vorzugreifen, denen am wenigsten, die
durch wahrhaft lyrischen Genuß und echte
Teilnahme einer sich ausdehnenden Brust
viel mehr von diesen Gedichten fassen

werden, als in irgend einer lakonischen Bestimmung des mehr oder minderen Bedeutens geleistet werden kann. Indessen sei uns über den Wert des Ganzen noch Folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk, noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Teil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mit unter fortpflanzt dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Konflikt, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet, mag ihm

Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhaft poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus; was der Prose ein unverzeihliches Hinterstzuvörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Notwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Tätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteristik sind wir einer Klassifikation ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleistet werden kann, wenn mehrere dergleichen, echte, bedeutende Grundgesänge

zusammengestellt sind. Wir können jedoch unsere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt in einander geflochten ist, daß sich erst ein Rätsel aufbaut, und sodann mehr oder weniger, und wenn man will, epigrammatisch auflöst. Das bekannte: *Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot* Eduard, Eduard! ist besonders im Original das Höchste, was wir in dieser Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden aus dem reichen Vorrat ihrer Sammlungen, so wie aus allen vorliegenden schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen, wobei wir denn freilich wünschen, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Platitude der Meistersänger, so wie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich hüten mögen.

Brächten sie uns noch einen zweiten Teil dieser Art deutscher Lieder zusammen, so

wären sie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meisten, Franzosen weniger, Spanier in einem anderen Sinne, Italiäner fast gar nicht, dieser Liederweise besitzen, auszusuchen, und sie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen selbst zu leistenden Übersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Kompetenz der Kritik, selbst im höheren Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt: so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht ist, völlig echt, oder mehr und weniger restauriert sei, von diesen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit sein kann, und das hie und da seltsam Restaurierte, aus fremdartigen Teilen verbundene, ja das Untergeschobene, ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa

nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht!
Warum soll der, der es in letzter Instanz
aufzeichnet, mit anderen zusammenstellt,
nicht auch ein gewisses Recht daran haben?
Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein
poetisches und kein heiliges Buch, als
insofern es dem Auf- und Abschreiber
solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns
liegende gedruckte Sammlung dankbar und
läßlich behandeln, so legen wir den
Herausgebern desto ernstlicher ans Herz,
ihr poetisches Archiv rein, streng und
ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß
alles gedruckt werde; aber sie werden sich
ein Verdienst um die Nation erwerben,
wenn sie mitwirken, daß wir eine
Geschichte unserer Poesie und poetischen
Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach
und nach hinausgehen muß, gründlich,
aufrichtig und geistreich erhalten.

Gottlieb Hiller: Gedichte und Selbstbiographie

Cöthen, bei Aue. Gottlieb Hillers Gedichte und
Selbstbiographie. Erster Teil. 1805. 250 S. 8. Mit des
Verfassers Bilde und einem unendlichen Pränumeranten-
Verzeichnis.

Indem wir uns an den Gedichten des
Wunderhorns eines entschiedenen,
mannigfaltigen Charakters, ohne
ausgebildetes Talent, erfreuten, so finden
wir hier, in umgekehrtem Sinne, ein Talent
auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber
leider ohne Charakter. Jede frische Quelle,
die aus dem Gebirg hervorsprudelt, jeder
ursprüngliche Wasserfall, der ärmere wie
der reichere, hat seinen besondern
Charakter, so auch jene Lieder, die uns mit
einer unendlichen Mannigfaltigkeit
ergetzen. Aber hier sieht man nur den Teil
eines breiten Wassers, das ins Meer geht,
einen schmalen Arm halb versandet wie

seine Gesellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum sollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der schwächsten Seite, von der poetischen her betrachten? Beseitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch schon in Hillers Passe steht, und halten uns an die Person. Denn wie man sich sonst gegen den Menschen dankbar erzeugt, daß er uns treffliche Poesien liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem wackern Menschen bekannt macht.

Geboren in einem engen, ja einem niedern Kreise zeichnet er sich aus durch technische Fähigkeit, ruhiges redliches Anschauen der Gegenwart, durch manches Talent das sich auf Wort und Rede bezieht, durch praktischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl, durch ein à plomb auf sich selbst, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug von mehr als einer Seite als eine musterhafte Natur. Die Anmut, womit er seine Persönlichkeit, sein Talent, seine

Fortschritte gewahr wird, ist durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewissen aller Gebildeten auf, ob sie sich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle so viel Mäßigkeit des Selbstgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze seiner Gesichtsbildung, die dem Bändchen vorgeheftet ist, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radiert, kann als höchst interessant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die silenenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale mit denen Socrates verglichen wird; und wir leugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menschen, wie ihn seine Lebensbeschreibung, seine Gedichte darstellen, etwas Sokratisches zu finden glauben. Der Gerad- und Rechtsinn, das derbe tüchtige Halten auf einer verständigen Gegenwart, die Unbestechlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Lehrhaftiges ohne schulmeisterlich zu sein, und was sich jeder selbst aus dem Büchelchen entwickeln mag,

dem diese Äußerung nicht ganz paradox vorkommt, entschuldigen wenigstens diese Ansicht.

Kommt Hillern aber dies alles als Menschen zu statten, so verliert er dagegen gerade hierdurch nur destomehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelstundenlang getrost in die schönen Augen sieht, so soll er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Wert, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahndet, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüber stellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die sich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu sich heraufzogen; so bewundert man, so erfreut man sich an der Humanität im besten Sinne des Wortes, die sich durchaus im nördlichen Deutschland verbreitet hat. Eine gewisse Kultur, die vom Herzen ausgeht, ist daselbst einheimisch wie vielleicht nirgends, er selbst ist ein Kind, eine Ausgeburt dieser Kultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn, unbewußt was man eigentlich sagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigstens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu gut kommt, ohne daß man begreift, wie sie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verschlossensten Zimmer genau den Zustand der äußern Luft an.

Wie dieser auf alle Fälle bedeutende Mensch in Cöthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poesie geleistet,

wird ein jeder Deutscher aus der Selbstbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es ist eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, sondern die man selbst kennen sollte.

Erfuhr nun aber unser Poet eine verdiente und wünschenswerte Aufnahme in der Hauptstadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünschen Ursache hat; so muß man doch bedauern, daß ihm manche seiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß sie, indem seine Produktionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichsam der künftigen Zeit widmeten, hofften und versprachen daß es nun jetzt erst recht angehen solle, und daß ihr einmal gestempelter, und sogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter sich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keinesweges im Geiste des Widerspruchs, sondern aus wahren Anteil an diesem bedeutenden Menschen, erklären wir uns hier für das Gegenteil, und sprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas besseres machen werde, als er schon geliefert hat. Wir sagen dieses mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch, nur immer das was seinem Talent gemäß ist, hervorbringt und wieder hervorbringt, und die falschen Hoffnungen seiner Freunde nicht realisiert; so beschämt er sie und wird verlassen, ja vernichtet, ohne um ein Haar schlimmer zu sein, als jetzt. Dann, ehe man sich's versieht, ist er, ohne seine Schuld, verschollen und hat nicht einmal sich zu einer bürgerlichen Existenz heran gebracht, innerhalb welcher er sich über einen verlorne Ruhm trösten könnte.

Wir sind in Deutschland sehr verständig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Besondres zum Vorschein kommt, so wissen wir gar nicht, was wir damit

anfangen sollen und der Verstand wird albern und der gute Wille schädlich. Es ließen sich höchst traurige, ja tragische Beispiele anführen, wie vorzügliche Menschen aus einem niedern Zustande durch verwundernde, betuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück geraten sind, bloß darum, weil man nur halb tat, was zu tun war. Wäre es doch besser die Schiffbrüchigen versinken zu lassen, als sie ans Ufer schleppen, um sie dort der Kälte, dem Hunger und allen tödlichen Unbilden preis zu geben.

Leider sehen wir uns in der eigentlichen deutschen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir diesen besondern Mann unterbringen könnten; aber unsre Einbildungskraft spiegelt uns in der Höhe und Ferne zwei Zustände vor, in welchen unser Günstling ein gemäßes, seinem Wesen behagliches Leben führen würde, wenn sie für ihn erreichbar wären.

Haben wir oben vielleicht einigen unserer Leser dadurch Unmut erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch schätzten, daß wir ihn dem Socrates verglichen; so können wir unser Wort deswegen nicht ganz zurücknehmen, aber wir wollen es mildern, indem wir sagen, daß eine solche Erscheinung der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbestechlichkeit, wenn sie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am liebsten mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaften begleitet aufgenommen wird.

Führte also der gute Genius unsern jungen Mann so, daß er eine Art von Till werden könnte, so wäre er geborgen. Socrates-Till läßt sich vielleicht recht gut verdeutscht für Socrates Mänomenos setzen. Ist auch unser Kandidat für diesen Posten vielleicht ein wenig zu zahm, so finden sich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich ist. Und wie er sich bisher gezeigt, fehlt ihm kein's der Erfordernisse zu einem ernst-lustigen Rat.

Seine Geburt, sein Herankommen, sein Stand, seine Beschäftigung, sein Wesen, seine Neigungen stehn ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefüge eingreifen, oder sich zu einer Stelle im Adreßkalender qualifizieren sollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Scholle zueignen, wäre unerlaubt, selbst wenn er aus Irrtum zu einem solchen festen und sicher scheinenden Besitz einige Neigung fühlte. Er ist eine Art von Hurone, der eben deswegen und nur in sofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nötig ist. Er sieht die Verhältnisse recht gut, und wenn er auf seinen Reisen als ein Meteor glücklich in alle Kreise eindringt; so muß er freilich für gute Bewirtung und reichliche Pränumeration dankbar sein. Doch wenn seine Wirte und Wirtinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, so schenkt er ihnen nichts, und hat gewisse platte Behandlungen, ohne Bosheit in seiner Biographie recht lebhaft dargestellt.

Man denke sich ihn als einen armen
beifalls- und hülfsbedürftigen Teufel, der
als Pilgrim dem Halberstädter Parnasse
entgegen tritt, um daselbst in eine
Dichtergilde aufgenommen zu werden; man
denke sich ihn, wie er von dem Dechanten
und Patriarchen der deutschen Reimkunst
mit einem Lobgedicht empfangen wird, das
Lobgedicht anhört und sogleich, von
frischem Herzen, aus dem Stegereife, Vater
Gleimen ins Gesicht sagt, was Deutschland
schon seit dreißig Jahren weiß, was aber so
viel gesellige Verehrer und so viel Fuß- und
Bauchfällige Klienten des einflußreichen
Mannes einander nur fromm ins Ohr
sagten, daß Vater Gleim sehr schlechte
Verse mache; so muß man denn doch
bekennen, hier sei Gottes Finger, und der
erwählte Prophet, der dieses öffentliche
Geheimnis dem alten verstockten Sünder
ans Herz legen und dem ganzen Volke
buchstäblich verkünden sollte, sei kein
gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein solcher auf sich gestellter,
rücksichtsloser Mensch, indem er aus dem

Staube hervortritt, von einer glänzenden und mannigfaltigen Welt sich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort alles nur nach seiner eigenen Norm empfindet, und aufnimmt; der sollte doch wohl geeignet sein, eine Stelle zu bekleiden, die sonst an Höfen nicht leicht ausgehen konnte, und die in unsrer Nachbarschaft, selbst ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbesetzt blieb.

Wer erinnert sich nicht eines Gundling, Taubmann, Morgenstern, Pöllnitz, d'Argens, Icilius und mancher andern, welche mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrscher und dem Hofe zum Plastron dienten, und sich dagegen auch als wackre Klopffechter etwas herausnehmen durften.

Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten

Berlin, b. Quien: *Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien*, herausgegeben von S. M. Lowe, 1806. 49 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht das Publikum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne, und verstehen alle diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen: denn der eigentlich weltthätige Mann darf von seinem Tun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Hn. *Lowe* den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Versuchstück schon alles Dankes wert ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst, und führt uns auf eine zutrauliche

Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an anderen getan, warum sollte er es nicht an sich selbst tun? Und wir finden ihn, so wie vormals in anderen, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben, das ist von ihm: so wollen wir nur, um der Übrigen willen, die gerade nicht Historiker sind, und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Hn. *Lowes* Vorsatz begünstigen werden, einige Bemerkungen aufzeichnen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es gibt zweierlei Arten die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nicht-Wissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Überdruß bekannt sei. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für

das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen. Die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachlässiglich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder fünfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben: so würden wir ihnen raten, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Taten, so entschieden an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich dagewesen ist. Alles was sich also in eines Menschen Leben dorthier schreibt oder dorthin bezieht, muß aufs neue gegeben werden.

Wir leugnen gar nicht, daß wir in diesem Sinne selbst unseres trefflichen *Müllers* Biographie gewissermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um so freier und so lieber, als es noch Zeit ist, und wir ihn ersuchen können, dasjenige was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Resultaten, in wenigen Bogen aufgestellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er sich schon des großen Vorteils eines Selbstbiographen bedient, daß er gute wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorführte, und sie, als ein vorzüglicher Mensch, ins Gefolge seines bedeutenden Daseins mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner schon gekannte außerordentliche Naturen abermals, in besonderem Bezug auf ihn sich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier *Johann Peter Millern*, *Schlözern*, *Schlieffen*, den Kurfürsten von Mainz

wieder! Wie stellt sich das ganze Bild, das man von solchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Gefiele es unserem Schriftsteller, seine Lebensgeschichte ausführlicher zu schreiben, wie oft würden wir noch diesen doppelten Fall eintreten sehen; wobei es höchst angenehm sein müßte, um ihn, als um einen Mittelpunkt, so manche Menschen versammelt zu erblicken, die wir sonst selbst als Mittelpunkte zu betrachten gewohnt sind.

Gegenwärtig hat er sich, nach unserer Überzeugung, viel zu isoliert dargestellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein so empfängliches Gemüt nicht genugsam ausgedrückt. *Paolis* und der Corsen ist gar nicht gedacht, des amerikanischen Kriegs nur insofern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur indem sie als Zündkraut einer ungeheueren Explosion erscheinen.

Und gerade jenes Herankommen von Ereignissen, welche Aufmerksamkeit mußte es einer solchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte sich an diesem Äußeren aus seinem Inneren entwickeln!

Von der anderen Seite erscheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publikum, auf die Welt wirkender Mensch, wie er sich doch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, darstellen konnte und sollte.

Bescheidenheit gehört eigentlich nur für persönliche Gegenwart. In guter Gesellschaft ist es billig, daß Niemand vorlaut werde, ist es notwendig, daß der Gemeinste mit dem Vortrefflichsten in einen gewissen Zustand der Gleichheit gerate. In alle freien schriftlichen Darstellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenstand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darstellenden, und, so Gott will, auf beides. Wer einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt,

nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun also unser Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publikum geleistet, nicht gehörig darstellt, so erscheint auch seine erste mißlungene Anstellung in Berlin, seine kärgliche in Kassel, das Zaudern der Berner Besten nicht im vollkommenen Lichte, und die für sein Leben so wichtige Berufung nach Mainz, späterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns sehr irren, durch seine großen, anerkannten Vorzüge, in der Wirklichkeit weit motivierter als sie es in der Schrift sind.

Wem es sonderbar scheinen möchte, daß wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbstbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünschen nichts mehr, als daß Hn. *Lowes* Unternehmen begünstigt werde, ja daß sich ähnliche Unternehmungen über das ganze industriöse Deutschland verbreiten mögen,

um einigermaßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämtliche Teilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben, nicht zu verschweigen was von außen, es sei nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen. Es ist ja nur von Gelehrten und Künstlern die Rede, von Menschen, deren ganzes Leben und Treiben sich in einem harmlosen Kreise herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Traktaten, obgleich unblutig, doch immer interessant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt Einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der so bedeutenden Schrift das ihr vorgesetzte

Bildnis vergessen. Es ist in punktierter Manier sehr zart gearbeitet und ähnlich, sonst aber im kleinlichen Geschmack ordinärer Miniatur-Portraite, und daher ziemlich weit entfernt von dem echten, tüchtigen, Charakter-darstellenden Wesen und Stil der Kunst.

Noch sei uns der Wunsch erlaubt, daß der Künstler, zumal da das Format des Werks, ein groß Oktav, es ihm zuläßt, künftig die darzustellenden Bildnisse nach einem beträchtlich größeren Maßstabe zeichne und steche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Gesichter gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildnis angebrachten Figürchen (hier die drei Eidgenossen) deshalb wegbleiben müßten.

Bekenntnisse einer schönen Seele

Melanie das Findelkind

Wilhelm Dumont

1) Berlin, b. Unger: *Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben*. 1806. 384 S. gr. 8.

2) Ebendasselbst: *Melanie das Findelkind*. 1804. 252 S. kl. 8.

3) Lübeck, b. Bohn: *Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg*. 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rtlr. 12 gr.)

Nicht um diese drei Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir sie hier zusammen; sondern weil sie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil sich auch an ihnen einiges gemeinsam zu tadeln finden wird. Sie sind sämtlich mehr verständig als passioniert geschrieben; keine heftigen Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden

noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessieren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Ähnlichkeit in der Fabel. Alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Ansicht des Lebens.

1) Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer *schönen Seele*, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenntnisse einer Amazone überschrieben, teils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, teils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es zeigt sich uns hier wirklich eine Männin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene, eine strenge Erziehungsfrau war und blieb; so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau,

eine Virago im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus tüchtig, vernünftig und verständig zusammenhangend; das Romaneske darin besteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einsicht in die Welt und ihr Wesen; die Reflexionen sind meistens tief, geistreich, überraschend.

Hatte der Vf. sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgezeichnet, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug gestellt, daß teils durch Übereinstimmung, teils durch Konflikt eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der

unverheiratet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halb fremden und halb nahen Verhältnisse, diese Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Personen zusammen leben, ist so glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Gesetztheit entstehen. Das Kleeblatt wird in eine deutsche große Residenz versetzt, und der Zögling wächst zum Frauenzimmer heran. Von der Musik wird sie abgeschreckt, weil der Meister einen kriechenden, schmeichlerischen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art wie der Meister ihren Körper technisch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die französische Sprache tritt ein, Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen sich ihrer, von Shakespeare will sie nichts wissen. Eine stille Mildtätigkeit sieht man gern in der Nachbarschaft des Religionsunterrichts. Sie wird konfirmiert, und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höheren

Abkunft zuschreibt. Sie wird neugierig zu erfahren, woher sie entsprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer solchen wird ihr abgeschnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, daß ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leser über diesen Punkt aufgeklärt werden.

Was unsere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, ist daß sie, ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, sich immer an Freundinnen anschließt, und sich ihnen gleichsam subordiniert. Sie findet sich mit Adelaïden zusammen, einem von den Mädchen der neueren deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romantisches im Leben Ansprüche machen. Ein sehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieser Freundin kommt an, die ganze kleine Frauensozietät bewirbt sich um ihn, ihm ist keine Neigung einzuflößen, sein Eigentümliches bleibt verschlossen, doch erweckt er in beiden Freundinnen die Lust an italiänischer Poesie. Sie werden

hingerissen, und mit viel Glück ist die Liebe durch das Element einer so liebevollen Dichtkunst eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verschlossenen Jüngling nicht klug werden, bis sich endlich zeigt, daß ihm Friedrich der Zweite als Idol vorschwebt, und daß er keinen Wunsch hat, als unter einer so großen Natur mit tätig zu sein.

Der siebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, steht als ernstes Bild innerhalb des weiblichen Kreises. Der junge Held und die Amazone nähern sich auf eine würdige Art, erklären sich wechselseitig, machen ein Bündnis auf die Zukunft und scheiden.

Nach kurzen Äußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darstellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwicklung ihrer Äußerungen, die Folgen

des Verlustes sind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs kehrt unsere Heldin zur Gesellschaft zurück. Sie findet sich da in einigem Mißverhältnis, weil sie etwas Besseres besessen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, ist vielen Bewerbungen ausgesetzt, ihre Gesinnungen bestimmen ihr Schicksal. Wie sie irrt, fehlgreift und endet, ist flüchtig aber sicher gezeichnet.

Nun wird unsere Freundin an einen kleinen deutschen Hof zu einer jungen Prinzessin berufen. Hier wird schon merklicher, wie sie ihre Individualität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten sucht. Sie entfernt sich von Tanz und Spiel, qualifiziert sich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzessin durch Gesinnungen und Kenntnisse.

Das Hofwesen ist überhaupt sehr läßlich behandelt, und die Oberhofmeisterin mit wenigen Zügen lebhaft dargestellt.

Der Pflegevater stirbt, und die Prinzess wird verheiratet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier sieht es schon nicht so heiter aus, als an dem ersten. Vater und Mutter sind beide bigott und abergläubisch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgibt. Die Charaktere und die Stellungen derselben gegen einander zeigen von vieler Welt- und Menschenkenntnis des Vf. Der Ursprung des Mißklangs, der zwischen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin entsteht, ist wohl entwickelt. Eben so glücklich ist das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Übereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber, bei fortschreitenden Verhältnissen, beide eingeklemmt werden.

Wir sehen hier einen kleinen deutschen Hof, gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert. Der Hofkapellan und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrige und Intriganten, das

Verhältnis der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Luft bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die spanische Literatur gesellt sich zur italiänischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und roher Hand, entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen dies bewirken. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die

Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog stirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, schlägt eine Stelle als Oberhofmeisterin aus, und entfernt sich wieder. Das Mißverhältnis zwischen dem jungen Herzog und seiner Gemahlin wächst, und diese weiß einen Reiseplan durchzusetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reisen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortsetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradoxe Invektive gegen die Schweizer überrascht. Nun geht es nach Italien, und hier hat der Vf. den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menschen in

Verhältnis zu seinen erdichteten Personen zu bringen; welches um so eher geschehen konnte, als er sich schon früher dieses Mittels bedient hatte, und überhaupt nicht so weit aus der Wirklichkeit hinausgeschritten war, daß er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Charakter und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch einmal leben und wirken sehen. Genuß und Betrachtung wechseln ab. Nation, Kunst und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundin macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reist nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältnis zu Emigrierten, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begibt sich auf einen Landsitz, und beschließt seine Bildung durch deutsche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben, und auf Überraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auszöge, wie wir es bei diesem getan. Wenn wir aber versichern können, daß dieser zwar einfache, doch kunstreiche Kanevas mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Vf. belebt worden: so werden wir das Verlangen derer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen, und der Beistimmung solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch sein kann; so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wohl solcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: wie kann ein Frauenzimmer

seinen Charakter, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geist- und gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantworten lassen. Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es lesen. Was werden sie daraus nehmen? – Gar manches werden sie daraus nehmen. – Wozu sie es aber, nach Rez. Rat, nutzen könnten und vielleicht sollten, wäre, sich zu überzeugen, daß das Problem auf diese Weise nicht zu lösen ist. Der Vf., um seine Amazone selbstständig zu erhalten, muß sie ohne Vater und Mutter entspringen lassen. Er kann sie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf bestimmt ist, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Tätigkeit, zum Erlangen, zum Leisten hinbringen. Sie ist weder Tochter, noch Schwester, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und so kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter voraussehen. Da sie denn aber doch zuletzt nicht allein sein kann, sich irgendwo

anschließen, und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrschen muß: so läuft ihre ganze Existenz auf eine Gesellschaftsdame und Hofmeisterin hinaus, auf ein Dasein, das sich ein Frauenzimmer nicht leicht wünschenswert vorstellen möchte.

Scheinen wir durch diese Betrachtung ein Buch, das wir bisher gepriesen, gleichsam zu vernichten: so glauben, wir durch folgende Erklärung die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Jeder Mensch, das Weib so gut als der Mann, will seine Individualität behaupten, und behauptet sie auch zuletzt, nur jedes auf seine Weise. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wissen sie selbst am besten, und wir brauchen sie es nicht zu lehren. Es ist aber immer angenehm und nützlich, und gibt zu den interessantesten Vergleichen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen suchen würde, wenn sie männlich gesinnt wäre. Wir empfehlen also dieses Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen

jeder angelegen ist; aber keinesweges, daß sie daraus die Mittel lernen sollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag sich jede nach diesem Bilde selbst prüfen und examinieren; sie mag mit sich über die Mittel ratschlagen, deren sie sich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und sie wird sich meist mit der Amazone im Widerspruch finden, die eigentlich nicht als ein Muster, sondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn steht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) *Melanie* hat in der Fabel Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier ist ein Findelkind. Das Geheimnis seiner Geburt wird aber zur Verwicklung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntschaft des Lesers mit derselben vorzüglich gerechnet ist.

Charaktere und Begebenheiten sind im guten Sinne romanhaft. Jene sind immer in dem Zustande, in welchem sich die wirklichen Menschen selten befinden; diese

sind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zusammengedrängt.

Das Dargestellte ist sich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände sind wie aus der Ferne mit einer Art von Respekt, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebulistisch gezeichnet; dagegen die der mittleren und unteren Stände scharf und ohne Neigung umrissen sind, oft überladen, ins Häßlichste und Gemeinste übergehend. Aus dieser Behandlung entsteht ein Zwiespalt in der Seele des empfindenden und teilnehmenden Lesers.

Doch zeigt die Verfasserin im Ganzen genugsame Weltkenntnis, und man kann nicht leugnen, daß ihr die irdischen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig sind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgeraten ansprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beispiel gibt. Unter den mehr poetischen Figuren findet sich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern sieht;

nur fehlt es ihr an dem Ingrediens von Geist, durch den sich die erste eigentlich bei uns einschmeichelt.

Das Ganze ist im Romanen-Sinne geschickt genug aufgebaut und gefügt; die Exposition prägnant und vielversprechend; der Einschnitt gefällig; das Interesse nimmt zu, die Erwartung wird gespannt und die Auflösung überrascht. Als Buch ist es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal auslesen; und es wird jeden, der diese Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) *Dumont* verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk, auch nennt ihn die Verfasserin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren sind mehr ideell als phantastisch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengesetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmutigen Gestalten. Der Hauptfiguren sind drei. Die

Umgebung ist nicht überhäuft und gut in Abstufungen verteilt. Von der Fabel läßt sich soviel sagen:

Ein Hof- und Weltmann schon in gewissen Jahren fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt seine Hand an, ohne recht zu wissen, was sie tut. Ihr Hauptbewegungsgrund ist eines Bruders Glück zu befördern, für den allein sie bisher gelebt. Unglücklicher Weise macht in eben dem Augenblick ein junger lebenswürdiger aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntschaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts arges darin, sich diesem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unschuld so weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an seinen Tod durch allerlei Künste aus einander hält. Bruder und Liebhaber verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf, sie zu suchen.

Schade, daß dieses glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reist

zu ruhig, sie zieht fast nur Erkundigungen ein, und läßt sich die gehofften Freunde mehr vom Schicksal und Zufall entgegen bringen, als daß sie solche durch Bemühung und Tätigkeit erreichte und erränge. Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen und was sonst noch alles auf der Situation herfließt. Das ist aber leider nicht geschehen. Demungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neueren Bekanntschaften, recht gern, und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken theils gemeinsam, theils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben: so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung aufs Leben, symbolisch dargestellt wird: so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter wohl auch Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen, und sie haben nicht wohl daran getan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Literatur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt, als in das Leben anderer Nationen: so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken,

daß er als eine Art von Poeten keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vorteil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Kultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt: so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Vf. *Goethens* natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen: so hätte doch der Vf.

zu seinem eigenen Vorteile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die besseren selbst tun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält; und dadurch den Widerspruch aufreizt, da er am Schlusse seines Werks Jedermann befriedigen, und, wo es nötig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfschütteln bemerken können, daß die anmutigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unserer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen, und bei dieser Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. »Sollte man sich mit so einem Gesichtchen von Politik unterhalten?« sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Adelaiden dieses Romanes sagen: sollte man mit soviel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt,

geschweige an Naturphilosophie, denken?
Das Beste bleibt dabei, daß sie selbst fühlt,
wie wenig dergleichen Äußerungen einer
weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche sie gegen Wilhelm
Meister gefaßt, wollen wir derselben
weniger verargen; doch wünschten wir, die
Verfasserin hätte, anstatt des Buches zu
erwähnen, gedachten Romanhelden selbst,
etwa mit seinem größer gewordenen Felix,
auftreten lassen, da sich denn wohl
Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas
Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeugen.

Mit der Verfasserin der Melanie haben wir
wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu
rechten. Sie ist überhaupt ein wenig
ärgerlicher Natur, und stört ihren
wohlwollenden Leser ohne Not, wenn sie
unversehens irgend ein Gänschen von
Leserin anredet, sich einen abgeschmackten
Einwurf machen läßt, und ihn auf eine nicht
freundliche Weise beantwortet.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über deutsche Literatur heftige Debatten entstehen. Fürstin Aurora ist von der älteren Schule. *Uz*, *Hagedorn*, *Kleist*, *Matthisson* und *Hölty* werden ausschließlich mit Enthusiasmus genannt, wohl gar gesungen; wobei denn freilich scheint, daß die gute Fürstin in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu komplettieren, und ihre Musikalien anzufrischen. Zunächst nehmen ältliche Damen unseren *Wieland* in Schutz, lesen Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen jungen Prinzessin, weil sie ihn nicht fleißig studiert, sehr übel mitgespielt. Die Baronesse hingegen, seine Gönnerin, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeisterin erklärt. – Den Dekan des deutschen Parnasses könnte es denn doch wohl freuen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hofstellen vernähme.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen, nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können,

denen sie ihre Manuskripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden, und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen herzerhebenden Ansichten, der anmutvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte.